

ELEONORE HERTZBERGER

**DURCH DIE
MASCHEN
DES NETZES**

PENDO

Eleonore Hertzberger (geboren 1917) wuchs als Tochter einer christlichen Mutter und eines jüdischen Vaters im Vorkriegs-Berlin auf. Die Machtübernahme Hitlers bewirkte den Umzug ihrer Eltern nach Amsterdam, wo sie 1939 Eddie Hertzberger heiratete. Ihre gemeinsame, abenteuerliche Flucht in den Jahren 1942 und 1943 über Belgien, Frankreich, die Schweiz, Frankreich, über die Pyrenäen nach Spanien und 1945 nach England wird in diesem Buch beschrieben. Nach dem Krieg hat sie als Opernsängerin unter dem Künstlernamen Laura Cormonte und als Herausgeberin internationaler Modeblätter Karriere gemacht. Sie lebt heute im Tessin.

Aus dem holländischen Original (Door de mazen van het net) von der Autorin übersetzt und bearbeitet von Wolfhart Draeger.

Umschlagbild: Rudolf Hurni
Typographie: Bernhard Moosbrugger
Satz: Fosaco AG, 8363 Bichelsee
Druck und Einband: Kösel, Kempten
© copyright by pendo-verlag, Zürich 1993
ISBN 3 85842 243 6

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

INHALT

- 7 Meine Jugend in Berlin
- 29 Gastfreundliches Holland
- 47 Mein Leben unter den Soldaten
- 65 Also doch!
- 80 Unter deutscher Herrschaft
- 96 Durch die Maschen des Netzes
- 116 In der Schweiz
- 137 In der Höhle des Löwen
- 158 Die Gewalttour
- 174 Von Andorra nach Madrid
- 195 Leben in Madrid
- 203 Der Geheime Krieg
- 218 Epilog

MEINE JUGEND IN BERLIN

Für uns Holländer begann der Zweite Weltkrieg am 10. Mai 1940. Für mich hingegen hatte er schon am 30. Januar 1933 mit der Machtergreifung der Nazis angefangen, obwohl mir dies mit 15 Jahren noch nicht bewusst war. Von diesem Tag an änderte sich mein Leben bis in kleinste Einzelheiten. Es begann ein Nomadenleben, das mich in viele Länder führen sollte, und ich lernte, was es heißt, einen jüdischen Vater zu haben und was Rassenhass ist.

Geboren bin ich in Kalkberge, einem Dörfchen bei Berlin, und zwar im berühmten ‚Kohlrübenjahr 1917‘. Während mein Vater an der Front war, hatte meine Mutter die Berliner Wohnung aufgegeben und war wegen der Lebensmittelknappheit zu ihren Eltern nach Kalkberge gezogen.

Mein Vater, Ludwig Katz, war Österreicher und – wie viele seiner in Deutschland lebenden Landsleute – ein glühender Verehrer Kaiser Wilhelms II.. Kurz vor meiner Geburt schrieb er aus der Garnison in Lemberg an meine Mutter: «Wenn es ein Junge wird, soll er Wilhelm heißen!» Auf dem Namen Wilhelmine für ein Mädchen bestand er, Gott sei Dank, nicht, was er, als wir in den Niederlanden lebten, vielleicht bereut haben mag, denn er verehrte die holländische Königin Wilhelmina ebenso sehr wie vorher den Kaiser. Nach der Mutter meines Vaters wurde ich Eleonore genannt.

Mein Vater war als junger Mann nach Berlin gekommen, ‚um hier sein Glück zu suchen‘. Er machte im Schottlaender Verlag rasch Karriere und traf dort auch meine Mutter, die als Kontoristin in seiner Abteilung arbeitete.

Für beide war es Liebe auf den ersten Blick. Mein Grossvater mütterlicherseits versuchte jedoch, die Beziehung zu unterbinden, weil er nicht wollte, dass seine Tochter einen Juden heirate. Meine Mutter Klara, gewohnt ihren Kopf durchzusetzen, wartete, bis sie volljährig war, und heiratete meinen Vater drei Wochen nach ihrem 21. Geburtstag, ohne sich weiter um die Meinung ihrer Eltern zu kümmern.

Es wurde eine Hochzeit ohne Familie, denn die Eltern meines Vaters waren schon vor langem gestorben, und die meiner Mutter kamen nicht, weil sie verstimmt waren. Später haben sie sich dann, wohl oder übel, mit dieser Ehe abgefunden.

Durch die Heirat wurde meine Mutter Österreicherin, und als ich neulich alte Papiere durchsah, fand ich zufällig ihren 1918 noch im Namen Kaiser Karls von Österreich ausgestellten Pass, den sie, gemäss den Eintragungen und Stempeln, bis 1922 benutzt hat. In diesem Jahr war es wohl, dass sich mein Vater naturalisieren liess, ohne in seiner blinden Bewunderung für Deutschland zu ahnen, was ihm dieses Land elf Jahre später antun werde.

Im gutbürgerlichen Milieu des Berliner Westens merkte ich als Kind nur wenig vom politischen und wirtschaftlichen Chaos der zwanziger Jahre, wenn sich auch eine meiner ersten Erinnerungen auf die Inflation bezieht. Weil der Wert des Geldes damals stündlich zerfiel, musste mein Vater aus seinem Büro im Stadtzentrum meiner Mutter morgens das Haushaltsgeld mit einem Boten schicken lassen. War der Verkehr stark und blieb der Bote irgendwo stecken, hatten die Scheine, die er schliesslich bei uns in Charlottenburg ablieferte, kaum mehr ihren Papierwert. Für die ausländischen Freunde meiner Eltern, die gerne zum Einkäufen nach Berlin ka-

men, war die Situation allerdings äusserst profitabel. Meine Mutter, die sie in die Stadt begleiten musste, ärgerte sich masslos, wenn sie mit ihren Dollars, Pfunden und Gulden die Geschäfte leer kauften.

Es muss ungefähr um diese Zeit gewesen sein, dass mein Vater mit einem Kästchen nach Hause kam, das er Radio nannte. Voller Begeisterung über diese neue Erfindung setzte er meiner Mutter die Kopfhörer auf, um sie die Musik hören zu lassen. Ihr Enthusiasmus hielt sich jedoch in Grenzen. «Sehr angenehm, wenn man krank ist und im Bett liegen muss», sagte sie ziemlich unbeeindruckt.

Das Wörtchen ‚krank‘ löste bei mir sogleich Alarm aus. Da mir als Kind häufig irgendetwas fehlte, hatte ich eine panische Angst vorm Medizin-Einnehmern und ‚Im-Bett-bleiben-Müssen‘, und als mein Vater mir nun die Kopfhörer überstülpen wollte, begann ich wie am Spiess zu schreien. Nur mit allergrösster Mühe gelang es meinen Eltern, mich zu beruhigen und mir zu erklären, dass man vom Radiohören nicht krank wird.

Dass man aber durchaus so etwas wie ‚Radiofieber‘ bekommen konnte, zeigte sich bei Lindberghs Atlantiküberquerung am 20. und 21. Mai 1927. Ich erinnere mich noch daran, wie ganz Berlin an den Rundfunkgeräten hing, um keine der stündlichen Sondersendungen zu verpassen. Sogar meine Mutter verbrachte die Nacht im Wohnzimmer, um rechtzeitig zur Live-Reportage aus Le Bourget am Apparat zu sein. Als ich morgens zur Schule ging, fand ich sie jedoch zusammengerollt auf dem Sofa. Die Radiobatterie war leergelaufen, und Mama hatte nicht nur die letzten Etappen des Fluges, sondern auch Lindberghs triumphalen Empfang in Paris verschlafen.

Anfang der dreissiger Jahre wohnten wir in ei-

nem Mietshaus in der Leibnizstrasse, einer Seitenstrasse des Kurfürstendamms. Gleich um die Ecke, in der Sybelstrasse, lag die Fürstin-Bismarck-Schule, in die ich ging. Auf dem kurzen Schulweg begegnete mir manchmal eine alte Dame, die in der Nachbarschaft lebte und auffällige Vogelnester-Hüte und altmodische Knöpfungstiefelchen trug. Es war Adele Sandrock – eine der grossen Legenden des deutschsprachigen Theaters. Wenn ich brav meinen Knicks vor ihr machte, schaute sie mich durchdringend an und donnerte mit der berühmten Bass-Stimme: «Guten Morrrogen, mein Kind!»

Am Giebel der Schule, die im Ruf stand, das beste Lyceum Berlins zu sein, waren zwei Inschriften zu lesen: Kants «Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns» und – auf griechisch – aus der Antigone des Sophokles: «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.»

Das war die Philosophie, mit der uns die Schule aufs Leben vorbereitete. Wenn ich an unser Berlin denke, in dem meine Eltern und ich zu Hause waren und das wir so liebten, dass wir uns nicht vorstellen konnten, jemals irgendwo anders zu leben, fallen mir die beiden Zitate ein, die in so krasssem Widerspruch stehen zu dem, was sich hier wenige Jahre später ereignet hat.

Die ‚Liebe auf den ersten Blick‘, die meine Eltern zusammengeführt hatte, hielt bis ans Ende ihres Lebens. Meine Mutter, eine klassische ‚preussische‘ Schönheit, war sich ihrer Wirkung auf andere vollkommen bewusst. Sie war sehr elegant, kleidete sich immer nach der letzten Mode und ging für ihr Leben gern aus, ‚um zu sehen und gesehen zu wer-

den‘. Mein Vater unterstützte sie in all ihren Vorlieben und Kapricen, und ich habe erst viel später begriffen, dass sie – trotz ihres Hanges zu Äusserlichkeiten – eine ungewöhnlich tapfere und charakterstarke Frau war. Nicht nur, dass sie ihren jüdischen Mann ständig gegen die Angriffe ihrer Eltern verteidigen musste und später klaglos die Demütigungen und Gefahren des Exils mit ihm teilte; sie hatte auch – und dafür liebte ich sie besonders – einen tiefen Respekt vor seiner Herkunft und seinem Glauben. Als Nichtjüdin fastete sie am Jom Kippur, hielt die jüdischen Feiertage ein und gebrauchte gern jiddische Ausdrücke, während mein Vater den Christbaum schmückte und die Ostereier versteckte. Sie fürchtete sich vor nichts und niemandem und hat sich während der deutschen Besetzung in Holland mit Schneid und Berliner Schnauze schützend vor meinen Vater gestellt.

Als ich vier Jahre alt war, meldete mich meine Mutter in der bekannten Ballettschule von Fräulein von Engelhardt an. Ich war begeistert und mit Talent und Hingabe bei der Sache. Aber als ich acht war, meldete sie mich wieder ab, vielleicht weil sie fürchtete, dass ich Ballerina werden wolle. Sozusagen als Ersatz bekam ich meine ersten Schlittschuhe und probierte sie im Sportpalast aus. Rund um die Eisfläche gab es ein Geländer, an dem man sich festhalten und Vorwärtsziehen konnte. Nur an den beiden Zugangstreppe war es unterbrochen, und ich erinnere mich, wieviel Überwindung es mich kostete, das Geländer loszulassen und auf die andere Seite der Treppe rüberzurutschen. Aber ich machte sehr schnell Fortschritte, konnte in kürzester Zeit rückwärtslaufen und schon bald den ‚Dreier‘- und den ‚Vierzehnerwalzer‘ als Herr oder Dame nach Melo-

dien wie der ‚Schönen blauen Donau‘ oder dem Sportpalastwalzer mit den aufmunternden Pfiffen tanzen. Mein Idol war natürlich Sonja Henie, die damalige Weltmeisterin und Olympiasiegerin, die nirgendwo so geliebt wurde wie in Berlin. Bei ihrer unglaublich eleganten Kür hatte ich das Gefühl, mein Herz werde stehenbleiben. Ihr berühmter Abgangs-Kratzen (rückwärts, ein Bein hoch) löste jedesmal Erdbeben aus. Das Publikum geriet völlig ausser Rand und Band und schrie «Häseken, Häseken!», dass der Sportpalast wackelte.

Schräg gegenüber von unserm Haus in der Leibnizstrasse lagen Tennisplätze, die im Winter – unter Wasser gesetzt – zur Eisbahn wurden und dann ‚Wintermärchen 2‘ hiessen. Während man im Sportpalast nach Walzerplatten lief, hatte das ‚Wintermärchen 2‘ seine eigene 5-Mann-Blaskapelle. Die Musikanten sassen mit dicken Mützen und Schals in einer Holzkabuse und schmetterten, was das Zeug hielt, wobei sie Wollhandschuhe mit abgeschnittenen Fingerspitzen trugen, um die richtigen Knöpfe an ihren Trompeten drücken zu können. Ich erinnere mich, dass im Februar 1929 das Thermometer beinahe auf minus 30 Grad Celsius sank und das Eis unter den Schlittschuhen wie Glas splitterte. Aber auch dann war ich meistens die letzte und musste vom Eis weggeschickt werden, besonders dann, wenn zu Hause meine Klavierlehrerin, Fräulein Kalischer, auf mich wartete.

Jedesmal war sie zutiefst empört, wenn ich zu spät von der Eisbahn kam und mich mit steifgefrorenen Fingern ans Klavier setzte. Da ich aber ihre Schwächen kannte, wusste ich auch einen Trick, mit dem ich sie besänftigen konnte und der noch den Vorteil hatte, dass ich ‚zwei Fliegen mit einer Klappe schlug‘. Fräulein Kalischer hielt sich näm-

lich – trotz ihrer blechernen Stimme – für eine begnadete Sängerin, und ich brauchte sie bloss zu bitten, mir eine ihrer ‚schönen Arien‘ vorzusingen, um ihren Groll dahinschmelzen zu lassen. Meistens wählte sie den ‚Frühlingsstimmenwalzer‘, den sie besonders liebte, was wiederum meine Mutter in Rage brachte, weil sie ‚das Geschrei von dieser Kalischer‘ einfach unerhört fand.

Überhaupt war sie leicht aus der Fassung zu bringen. Als es mittags einmal Kartoffelpuffer gab, die ich nicht mochte, behauptete ich, ich hätte in der Küche gesehen, wie die Köchin sich an der Reibe die Hand verletzt habe und wie ihr Blut in den Kartoffelbrei getropft sei. Diese Lüge war ein absoluter Volltreffer! Meine Mutter wurde blass, und obwohl sie mir eine Backpfeife verabreichte, als sich herausstellte, dass an den Händen der Köchin nicht der kleinste Kratzer zu finden war, liess sie die Kartoffelpuffer abservieren.

Den Sommer verbrachten wir in einem kleinen Haus am Stölpchensee, nicht weit vom Wannsee. Mehrmals täglich schwamm ich von einem Ufer zum andern und stoppte die Zeit. Mein sportlicher Ehrgeiz war beträchtlich, und wenn einer meiner Bewunderer beim Schwimmen nicht mithalten konnte, war er für mich erledigt.

Gegenüber unserem Häuschen, direkt am Wasser, wohnte der Filmschauspieler, Regisseur und Sänger Kurt Gerron, ein Freund meiner Eltern. Er war enorm dick und wegen seiner komischen Rollen in populären Filmen wie ‚Die Drei von der Tankstelle‘ sehr beliebt. Wenn ich zum Schwimmen ging, durfte ich die Abkürzung durch seinen Garten nehmen und begegnete ihm darum mehrmals täglich. Er war immer sehr freundlich zu mir, und wenn er ganz

besonders gute Laune hatte, sang er mir das Couplet vom ‚Nachtgespenst‘ vor, einen jener Schlager von damals, die man auch noch heute gelegentlich hört.

Den gutmütigen, immer lustigen Kurt Gerron hat ein besonders tragisches Schicksal erwartet. Wie meine Eltern und ich, ging auch er in die Emigration nach Holland und fiel dort 1940 der Gestapo in die Hände. Im KZ Theresienstadt zwang man ihn, den widerlichen Propagandafilm ‚Der Führer schenkt den Juden eine Stadt‘ zu drehen, der mit gestellten Szenen zeigt, welch angenehmes Leben die Juden in diesem Lager führen. Nach Schluss der Dreharbeiten wurden alle, die daran mitgewirkt hatten (und Zeugen hätten sein können), in Auschwitz vergast.

In jenen unbeschwerten Sommertagen am Stölpensee bereitete Kurt Gerron den Kriminalfilm ‚Rauschgift‘ vor, und die berühmtesten Filmstars gingen bei ihm ein und aus. Mehrmals traf ich im Garten den eigens für diesen Film kahlgeschorenen Peter Lorre, und nie werde ich den ‚beseligenden Schreck‘ vergessen, als ich auf der Terrasse plötzlich Hans Albers gegenüberstand. Ich wusste vor Verlegenheit nicht wohin, war aber kein bisschen enttäuscht, als er mir auf die Frage, ob ich nicht mal eben meinen Fotoapparat holen dürfe, charmant grinsend einen Korb gab: «Ach nee, Mädchen, ich bin ja nicht rasiert!» Später durfte ich neben ihm sitzen und ihn stundenlang anschmachten: seinen markanten Kopf, die unwahrscheinlich blauen Augen und die blitzend weissen Zähne. Am meisten imponierte mir seine Sportlichkeit. In diesem Rauschgift-Film musste er vom Oberdeck eines Ozeandampfers ins Meer springen, und Gerron wollte, dass ein Stuntman diese Szene übernehme. Aber für Albers kam sowas gar nicht ‚in die Tüte‘.

Er wusste, was er seinem Ruf schuldig war, und sprang natürlich selbst!

Einmal nahm mich Gerron mit nach Babelsberg und zeigte mir die UFA-Studios – eine ‚Sternstunde‘, im wahrsten Sinne des Wortes, denn damals übten Film und Filmstars ja noch eine ganz andere Faszination aus als heute. Es kam mir wie ein weltbewegendes Ereignis vor, als im Wirrwarr der Requisiten, Kameras und Toninstallationen plötzlich das umschwärmte Traumpaar des deutschen Films, Lilian Harvey und Willy Fritsch, Arm in Arm an mir vorüberging – ‚wie ganz normale Sterbliche‘.

Eine andere Sternstunde verdankte ich dem Portier des Restaurants Kempinski, der meine Eltern gut kannte. Als ich einmal zufällig durch die Fasanenstrasse ging, winkte er mich heran und fragte, ob ich Charlie Chaplin sehen wolle. Was für eine Frage, natürlich wollte ich! Und so schleuste mich der Portier rasch durch die Eingangshalle und deutete mit den Augen auf einen kleinen, eleganten Herrn, der dort die Zeitung las. Obwohl Chaplin zu meiner Enttäuschung weder seine Melone noch das Spazierstöckchen bei sich hatte, erkannte ich ihn doch auf den ersten Blick. Meine einzige Sorge war, ob mir meine Freundinnen glauben würden, dass ich IHN ‚leibhaftig‘ und ‚von ganz nah‘ gesehen hatte.

Die Metaphern, die gebraucht werden, wenn vom vorhitlerschen Berlin die Rede ist, enthalten zwar alle ein Körnchen Wahrheit, aber die wirkliche Situation erfassen sie nicht. Auch in den ‚Goldenen Zwanziger Jahren‘, also vom Ende der Inflation, 1923, bis zum Schwarzen Freitag, 1929, war Berlin bitter arm, und der sogenannte ‚Tanz auf dem Vulkan‘ fand in der Regel ohne die Berliner statt, von denen auch schon vor der grossen Krise Zehntau-

sende arbeitslos waren. Im Rückblick wird das Elend der Zeit aber von der ‚Modernität‘ der Stadt und vom Glanz ihres kulturellen Lebens überstrahlt.

Für die Minderheit jener, die keine wirtschaftlichen Sorgen hatten – und dank der Tüchtigkeit meines Vaters gehörten wir dazu –, war das Leben angenehm und unbekümmert und – so will mir nachträglich scheinen – von einer nahezu naiven Ahnungslosigkeit. In der Schule lernten wir zwar alles über Barbarossa, den Alten Fritz und Wilhelm II, aber von Hitler und dem rasanten Anwachsen seiner NSDAP hörten wir nichts. Die Erwachsenen schüttelten ein bisschen die Köpfe, wenn von ‚den Rabauken und Schreihälsen‘ die Rede war, aber im Übrigen hatte man das Gefühl, damit nichts zu tun zu haben. Trotzdem lag eine Spannung in der Luft, die jedermann spürte und die am besten von Ilja Ehrenburg in seinen Memoiren beschrieben worden ist: «Die Deutschen leben in einem Wartezimmer; niemand weiss, was der nächste Tag bringen wird.» Keiner hatte zu mir gesagt: «Geniesse dein Leben – so schön wird es nie wieder!» Ich tat es einfach und hatte das euphorische Gefühl, im Mittelpunkt der Welt zu leben. Nie mehr habe ich eine Stadt so intensiv gespürt und geliebt wie Berlin, und nach allem, was geschehen ist, kommt es mir etwas merkwürdig vor, dass ich einmal stolz darauf war, ‚eine echte Berlinerin‘ zu sein.

Von den kulturellen Sensationen habe ich natürlich nur solche persönlich miterlebt, die einem (behüteten ‚Mädchen aus gutem Hause‘ damals gestattet waren. Ich ging mit meinen Eltern ins Konzert, wenn Bruno Walter oder Wilhelm Furtwängler dirigierten. Ich sehe und höre noch Arthur Schnabel am Klavier oder den kleinen Bronislaw Hubermann

(Gründer des heutigen Israel Philharmonie Orchestra) mit seiner Fiedel, auch den stattlichen Fritz Kreisler. Das himmlische Geigenspiel des ‚Wunderknaben‘ Yehudi Menuhin bezauberte mich geradezu. Eigentlich war er damals schon erwachsen, trat aber noch in kurzen Hosen auf, um den Mythos des ‚Wunderknaben‘ zu verlängern.

Da ich musikalisch war und eine gute Stimme hatte, liebte ich die Operette, die damals den Höhepunkt ihrer Popularität erreichte. Jeder sang oder piff die Melodien aus ‚Land des Lächelns‘ oder ‚Friederike‘ – einer Operette, die ich besonders mochte. Der Erfolg beim breiten Publikum war bestimmt nicht nur den primitiven Handlungen und albernen Texten zuzuschreiben, sondern auch dem Umstand, dass die besten Opernsänger der Zeit gerne Operettenrollen übernahmen – ungefähr so, als ob heute Placido Domingo oder Luciano Pavarotti in ‚Anatevka‘ oder ‚Cats‘ sängen – und dass im Mittelpunkt grosser Inszenierungen so unvergleichliche Stars wie Gitta Alpar oder Fritzi Massary standen, die nicht nur ‚bei Stimme‘ waren, sondern auch intelligent genug, den ärgsten Kitsch ironisch zu unterlaufen. Die zwanziger Jahre waren viel mehr ein Zeitalter der Operette als des Jazz, und nicht umsonst sind strahlende Tenöre wie Richard Tauber und Josef Schmidt akustische Symbole der Epoche geworden. Im grossen Wettbewerb der Talente, die damals nach Berlin strömten, waren die Leute ausserdem einfallsreicher als heute und beharrten weniger borniert darauf, anspruchsvolle Kunst‘ zu machen. Paul Abraham, ein Freund meiner Eltern, schrieb Operetten wie ‚Ball im Savoy‘, ‚Viktoria und ihr Husar‘ oder ‚Blume von Hawaii‘ sozusagen am Laufmeter, und es gab darin nicht nur eine Melodie, die im Ohr blieb, sondern fast jeder

‚Song‘ wurde zum Schlager und später zum Evergreen.

Umgekehrt fand es ein Theatergenie wie Max Reinhardt nicht unter seiner Würde, ‚Unterhaltungskünstler‘ wie den Revuekönig Eric Charell zu engagieren. Eines meiner grössten Theatererlebnisse war die berühmte Inszenierung von ‚Hoffmanns Erzählungen‘ im Grossen Schauspielhaus mit der Choreographie von Charell. Höhepunkt war die Spiegelszene im Ballsaal, wo sich Sänger und Tänzer so exakt aufeinander zu- und voneinander wegbewegten, dass sie den Eindruck eines riesigen, die ganze Bühne einnehmenden Spiegels vor-täuschten. Besonderen Applaus bekam La Jana, ‚die Frau mit dem schönsten Körper der Welt‘, als sie in einem goldenen Trikot von einer Gruppe von Tänzern auf die Bühne getragen wurde.

Das bunte Berliner Leben dieser Zeit inspiriert jetzt noch zeitgenössische Künstler, so z.B. das amerikanische Musical und den Film ‚Cabaret‘. Viele der damaligen Grössen wurden Opfer politischer und rassistischer Verfolgung. Nur wenige konnten sich rechtzeitig retten. Unter der kleinen Zahl derer, die ins Ausland fliehen konnten, gelang es nur einigen, ihre Künstler-Laufbahn fortzusetzen – die meisten starben einsam, verarmt und vergessen.

Durch den Beruf meines Vaters und dank der Mitgliedschaft meiner Eltern im ‚Bühne- und Filmclub‘ kamen Künstler und Journalisten der verschiedensten Couleurs in unser Haus. Ich erinnere mich an Egon Jacobson, der sich später Jameson nannte, und an sein Rezept für den Lebenserfolg:

3 Esslöffel Glück,
1 Messerspitze Charme,

1 Tasse Begabung,
50 Tropfen Selbstvertrauen und
 $\frac{1}{4}$ Liter Optimismus

werden gut durcheinandergeschüttelt und auf 500 Kilo eisernen Fleiss gegossen.

Dieser Mixtur vertraute auch mein Vater. Als Werbefachmann und Verleger der grössten deutschen Textilfachzeitschrift ‚Der Konfektionär‘ interessierte er sich besonders für Graphik und Typographie und war ein begeisterter Anhänger der vom Bauhaus entwickelten funktionalen Ästhetik. Seine aussergewöhnlichste Gabe bestand darin, das Ästhetische mit dem Kommerziellen zu verbinden und sowohl bekannte Zeichner und Photographen zur Mitarbeit heranzuziehen als auch junge Nachwuchstalente aufzuspüren und ihnen in seinen Studios eine erste Chance zu geben. Besonders stolz war mein Vater darauf, dass es ihm gelungen war, einen der Pioniere des Bauhauses, Professor Moholy-Nagy, als künstlerischen Direktor für die Zeitschrift zu gewinnen. Obwohl er erst Mitte Dreissig war, hatte Moholy-Nagy schon graue Haare, und wegen seiner extremen Kurzsichtigkeit trug er Gläser, die so dick wie Lupen waren. Ich erinnere mich gut an die charakteristische Bewegung, mit der er seine Brille ins Haar schob, um sich alles, was er begutachtete, ganz dicht vor die Augen zu halten.

Nächtelang arbeitete mein Vater damals an einer neuen, viersprachigen Zeitschrift, die als internationales Bindeglied unter allen Textil- und Modefabrikanten gedacht war. Sowohl im redaktionellen als auch im Anzeigenteil sollte darüber informiert werden, welche Fabrikanten welche Produkte herstellten: Haute Couture aus Paris, Regenmäntel aus England, Krawatten aus Krefeld, Spitzen aus St. Gallen, Strickwaren aus Wien, Harris Tweed aus

Schottland. Auf diese Weise steckte er sich das Ziel, den internationalen Handel mit diesen Produkten zu fördern. Seine Ideen waren der EWG weit voraus. Berlin, als Zentrum der europäischen Konfektion, erschien ihm als Erscheinungsort gerade richtig. Aber die Nazis waren anderer Meinung, und so gründete er seine Zeitschrift 'International Textiles' in Amsterdam und machte sie im Laufe der Jahre zum renommiertesten Fachorgan seiner Art auf der Welt.

Viele Künstler, wie Moholy-Nagy, der Photograph Gerhard Badrian oder der sensationell elegante Dryden, Starzeichner bei Ullsteins ‚Dame‘, arbeiteten auch in Amsterdam für meinen Vater. Ebenso der Reportagezeichner der ‚Berliner Illustrierten‘, Theo Mathjeko, der vielen Berlinern noch aus einem andern Grund bekannt sein dürfte: Auf Vermittlung meines Vaters hatte er für den ‚Zigeunerkerker‘ neben dem Café Wien das Riesenschild eines Zigeunerprimas gemalt, das zum Wahrzeichen des Restaurants wurde. Karl Kutschera, der Besitzer des Cafés, war mit meinem Vater befreundet, und sein Sohn Günther war meine erste Jugendliebe. Wir verbrachten viele Sonntage auf deren Landgut an der Havel in Kladow, wo alles Fleisch und Gemüse für die Restaurants produziert und jeden Morgen frisch in die Stadt geliefert wurde. Die Eltern Kutschera wurden nach Theresienstadt verschleppt, während mein Freund Günther noch rechtzeitig nach Amerika auswandern konnte. Der überlebensgrosse Zigeunerprimas hängt heute im Hause seiner Kinder in San Franzisko.

Wenn ich damals älter gewesen wäre, hätte ich die Zeichen der Zeit sicher besser verstanden. Mir wären dann die Strassenmusikanten auf dem Kurfürs-

tendamm nicht als ‚lustige Gesellen‘ erschienen, und ich hätte wohl gespürt, dass der Mann, der mit Bürsten und Schnürsenkeln an unserer Tür hauseierte, uns als ‚reiche Leute‘ beneidete und hasste.

Einmal in der Woche pokerten meine Eltern mit ihren Freunden, den Grzesinskis. Albert Grzesinski, der Polizeipräsident von Berlin, war verheiratet mit der englischen Schauspielerin Daisy Torrens. Wenn die Kartenpartie in der Wohnung der Grzesinskis stattfand, wurde ich mitgenommen und auf einem Sofa mit einem grässlich kratzenden Tierfell zum Schlafen gelegt. Aus dem Nebenzimmer hörte ich die Stimmen der Erwachsenen und schnappte Wörter wie ‚Kommunisten‘, ‚Krise‘, ‚Arbeitslosigkeit‘, ‚Hitler‘, ‚Putsch‘ und ‚Staatssicherheit‘ auf, die ich zwar nicht verstand, von denen aber etwas Bedrohliches ausging. Was persönlicher Terror ist, erfuhr ich zum ersten Mal von einem andern Freund meines Vaters, dem Vizepräsidenten der Berliner Polizei, Dr. Bernhard Weisz. Er war einer der konsequentesten Nazigeegner und liess seine Polizei energisch gegen die randalierenden Horden der SA vorgehen. Joseph Goebbels, damals Gauleiter von Berlin, startete daraufhin im ‚Angriff‘ eine wüste Hetzkampagne, in der er Weisz mit Zoten, groben Beleidigungen und üblen Karikaturen lächerlich zu machen suchte. Vor allen Dingen nannte er ihn konsequent ‚Isidor‘, um zu unterstreichen, dass Weisz Jude war. Ich erinnere mich daran, wie Bernhard Weisz meinem Vater eine besonders widerliche Karikatur zeigte und sagte: «Das ist also die Visitenkarte von dem, was sich Deutschlands Zukunft nennt.»

Seltsamerweise wurde über die beklemmenden Ergebnisse der Reichstagswahlen vom 31. Juli 1932 bei uns zu Hause nicht gesprochen. Die NSDAP war stärkste Partei geworden und zog mit 230, meist

uniformierten Abgeordneten ins Parlament ein. Aber immer noch höre ich Hitlers Gebrüll im Radio, mit der sich stets wiederholenden Wendung «vierr-zehn Jahrrre», womit er die vierzehn Jahre der Republik, der ‚Erniedrigung‘ und ‚Demütigung‘ durch den Versailler Vertrag meinte.

Nach diesem ersten Schreck normalisierte sich die Stimmung rasch wieder, und obwohl Streiks, Demonstrationen und Strassenkämpfe an der Tagesordnung waren, bestand allgemein der Eindruck, dass die Hitlerbewegung ihren Zenit überschritten habe. In Amerika glaubte man an einen wirtschaftlichen Aufschwung, und wenn sich der auf Deutschland übertrage, sei es mit den Nazis vorbei. Das jedenfalls dachten meine Eltern und viele ihrer Freunde. Ausserdem hielten sie es für ganz ausgeschlossen, dass der preussische Aristokrat Hindenburg jemals den österreichischen Gefreiten Hitler zum Reichskanzler ernennen könne. Viele Witze über den alten, schon senilen Reichspräsidenten machten damals die Runde. Zum Beispiel: Ein Mann sitzt im Vorzimmer Hindenburgs und wartet darauf, vorgelassen zu werden. Weil ihm die Zeit zu lang wird, packt er schliesslich ein Stullenpaket aus und beginnt, gemütlich zu kauen. Darauf stürzt ein Lakai auf ihn zu und ruft: «Um Gottes Willen, lassen Sie bloss das Butterbrotpapier hier nicht liegen, sonst unterzeichnet es der Alte womöglich noch!»

Die überwiegende Mehrheit der Berliner, die weder zur extremen Linken noch zur extremen Rechten gehörte, sondern in der Mitte ängstlich darauf achtete, weder vom Hund noch von der Katze gebissen zu werden, beging den Jahreswechsel 1932/33 mit einigem Optimismus.

Einen Monat später, am 30. Januar, machten die

hysterischen «Sieg Heil»-Rufe, die Fackeln und stampfenden Stiefel, die ich niemals vergessen werde, Schluss mit allen Illusionen. Was morgens noch ‚mein Berlin‘ gewesen war, war am Abend eine fremde, feindliche Stadt.

Die ersten Freunde, die uns verliessen, waren die Grzesinskis. Als Polizeipräsident und zeitweiliger Innenminister hatte Grzesinski immer wieder Razzien in den Parteilokalen der Nazis und Kommunisten durchführen lassen, um illegale Waffen zu beschlagnahmen. Beide Gruppen verfolgten ihn mit besinnungslosem Hass, und er stand für die ‚Nacht der langen Messer‘ auf ihren Todeslisten oben an.

Noch am Abend kamen er und Daisy zu uns. Sie, die sehr dick war, trug eine auffällige dunkle Brille und glaubte, naiverweise, damit unerkannt zu bleiben. Es wurde ein hastiger und ernster Besuch. Vater und Onkel Albert sprachen schnell und geheimnisvoll, während von der Strasse immer wieder bedrohlich das Horst-Wessel-Lied heraufdröhnte. So gehetzt und nervös wie sie gekommen waren, verschwanden die Grzesinskis, und erst nach ein paar Wochen, als Nachrichten von ihnen aus Paris und New York eintrafen, wussten wir, dass sie in Sicherheit waren.

Die Neuigkeit ihres Verschwindens sprach sich schnell herum. Eine Nachbarin, die häufig Onkel Alberts offenen Maybach vor dem Haus gesehen hatte, sagte zu meiner Mutter: «Mensch, macht, dass ihr wegkommt. Überall werden Leute aus den Häusern geschleppt, und jeder weiss, dass ihr mit den Grzesinskis befreundet wart!»

Meine Mutter verlor keine Zeit. Sie nahm aus den Photoalben alle Bilder, auf denen Albert und Daisy zu sehen waren, und spülte sie durch die Toilette.

Die 16mm-Filme von gemeinsamen Reisen warf sie in die Badewanne und kratzte sie Meter für Meter mit dem Kartoffelmesser ab, weil Verbrennen zu gefährlich gewesen wäre.

Täglich hörte man nun, dass der und der und der verhaftet und ‚weggeschleppt‘ worden sei. Ich konnte mir unter ‚wegschleppen‘ nichts vorstellen, bis ich eines Morgens auf dem Schulweg einen Überfallwagen in der Mommsenstrasse sah. Sechs Braununiformierte mit Hakenkreuzbinden sprangen heraus und stürmten lärmend in ein Haus, aus dem man dann grässliche Schreie und splitterndes Glas hörte.

Plakate tauchten auf, mit dem Text: «Der Jude kann nur jüdisch denken. Schreibt er deutsch, dann lügt er!» Dieser Slogan war nicht etwa eine Erfindung der Nazipartei, sondern des Deutschen Studentenbundes, der für das Plakat verantwortlich zeichnete. Übrigens nicht nur für dieses Plakat; auch die Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 ging auf eine Initiative der nationalsozialistischen Studenten zurück. Bei dieser Orgie des Hasses wurde unter dem hysterischen Kreischen der ‚neuen geistigen Elite‘ fast die gesamte moderne deutsche Literatur auf den Scheiterhaufen geworfen. Von diesem höllischen Schauspiel wandten sich viele Menschen zwar ab, ohne jedoch zu ahnen, wie prophetisch sich Heinrich Heines Worte erweisen sollten: «Wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen.»

Aus der Schule verschwand – von einem Tag zum andern – unser jüdischer Direktor, Dr. Burg. Ich erinnere mich nicht mehr an den Namen seines Nachfolgers, aber an dessen drohende Ankündigung, «dass von nun an hier ein anderer Ton herrschen» werde. Wir merkten es sofort. Wenn ein Lehrer oder eine Lehrerin die Klasse betrat, mussten wir jetzt

aufspringen, die rechte Hand ausstrecken und «Heil Hitler!» rufen. Mit einer bis dahin unbekanntem Übung wurde uns nun von den Pädagogen ‚Bewegung gemacht‘: Aufstehen-hinsetzen-aufstehen-hinsetzen-aufstehen-hinsetzen! Und ich sehe uns noch auf dem Schulhof stehen, die Augen auf die Hakenkreuzflagge gerichtet, die übertrieben langsam am Fahnenmast emporgezogen wurde, und das unvermeidliche Horst-Wessel-Lied singen.

Aber es waren nicht nur solche Äusserlichkeiten, die mir die Schule verleideten. Auch unter uns Schülerinnen hatte sich der Ton geändert. Zwar stand noch immer das «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!» an der Fassade, aber wir waren nun in zwei Lager geteilt, und es war traurig mitanzusehen, wie schnell sich die Mehrheit meiner Klassenkameradinnen dem neuen Ton anpasste.

Als ich zu Ostern ein mittelprächtiges Zeugnis nach Hause brachte, bat ich meine Eltern, mich aus der Schule zu nehmen. Sie waren sofort einverstanden, und mir fiel ein Stein vom Herzen, als mein Vater mir vorschlug, in seinem graphischen Atelier zu arbeiten. Zur Vorbereitung und weiteren Ausbildung brachte mich Professor Moholy-Nagy in einem Kurs seines früheren Bauhaus-Kollegen Johannes Itten unter, der nach Schliessung des Bauhauses eine eigene Schule aufgemacht hatte.

Morgens ging ich nun in die Akademie und versuchte, Äpfel zu malen; die Nachmittage verbrachte ich teils mit meiner französischen Gouvernante, teils im Atelier meines Vaters. Hier musste ich Photos ausschneiden, Mode-Skizzen von Dryden kopieren, durfte Anzeigen entwerfen, von denen natürlich nie eine gedruckt wurde, und stand manchmal Moholy-Nagy und Gerhard Badrian bei ihren Photo-Experimenten Modell.

Dieses schöne Leben dauerte aber nicht lange. Mein Vater bekam von Freunden den Tip, dass er für eine Weile ‚untertauchen‘ solle. Da die Presse nach der ‚Machtergreifung‘ umgehend ‚gleichgeschaltet‘ wurde, war ‚Der Konfektionär‘ am 1. März ‚arisiert‘ worden, das hiess, mein Vater musste sogenannte ‚Treuhandverwalter‘ einweisen und unter ihrer Leitung in seinem eigenen Betrieb eine untergeordnete Position einnehmen.

Vermutlich war nun einer der Nazis auf die Idee gekommen, dass es doch am besten wäre, ‚den Juden‘ gleich ganz auszuschalten.

Meine Mutter liess sofort die Schrankkoffer vom Estrich holen und reiste mit mir ‚auf unbestimmte Zeit‘ nach Baden-Baden.

Nach sechs Wochen, die mein Vater in einem Versteck bei Freunden zubrachte, schien die unmittelbare Gefahr vorüber zu sein, und wir konnten nach Berlin zurückkehren. Aber immer noch übernachtete Vater vorsichtshalber nicht zu Hause, denn die willkürlichen Razzien der SA fanden meistens in den frühen Morgenstunden statt.

Inzwischen versuchte Jacques Kattenburg, Besitzer der Konfektionsfabrik ‚Hollandia‘ in Amsterdam, der mit seiner Tochter Corrie öfter nach Berlin kam, meinen Vater dazu zu überreden, aus Deutschland wegzugehen. Corrie war nur ein paar Jahre älter als ich, aber sie trug schon einen Büstenhalter und durfte mit ihrer Freundin allein auf Reisen gehen, zwei Umstände, die mich masslos beeindruckten. Corrie und ich sprachen Französisch und gingen gern zusammen ins Theater. So entstand eine Freundschaft, die mir die ersten Jahre in der Emigration sehr erleichtert hat.

Vater zögerte, sein gesamtes Lebenswerk im Stich zu lassen und mit 200 Mark – das war die

Summe, die Juden bei ihrer Ausreise mitnehmen durften – in einem fremden Land von vorne anzufangen. Der Grund, weswegen er dem Drängen Kattenburgs schliesslich nachgab, war die Aussicht, sein Lieblingsprojekt, die internationale Textilzeitschrift, in Holland realisieren zu können. Jacques Kattenburg hatte die Besitzer des Mammutkonzerns Spaarnestad von der Idee überzeugt und sie veranlasst, den Start der Zeitschrift zu finanzieren.

An einem Oktobermorgen 1933 bestiegen wir in der Halle des Bahnhofs Zoo schliesslich den Zug nach Amsterdam und fuhren mit einem Picknickkorb voller Butterbrote in ein neues Leben.

Vierzig Jahre später kehrte ich für ein paar Tage zurück. Aber das neue Berlin hatte mit dem alten nur noch schattenhafte Ähnlichkeit. Kein Gefühl regte sich in mir, als ich durch die Strassen ging. Die unzähligen Freunde und Bekannten von einst gab es nicht mehr, und ihre Häuser, wo ich aus- und eingegangen war, hatten sich in Luft aufgelöst oder waren bis zur Unkenntlichkeit verändert. Nur unser Haus in der Leibnizstrasse stand noch. In unserer Wohnung hatte sich ein therapeutisches Institut etabliert, in das man, ohne zu klingeln, eintreten konnte. Ich lief schnurstracks in ‚mein Zimmer‘, wo ich von einer Dame eingeholt wurde, die mich nach meinen Wünschen fragte. «Ich habe hier mal gewohnt», sagte ich nur. «Dies war mein Zimmer.» Dann ging ich wieder.

Auch meine Schule hatte den Krieg überlebt. Noch immer standen die Zitate von Kant und Sophokles an ihrer Fassade, und als ich die Treppe hinauf lief, bekam ich dasselbe zittrige Gefühl in der Magengegend, das ich früher hatte, wenn meine Hausaufgaben nicht in Ordnung waren. Während

ich durch die langen Korridore ging, versuchte ich mich an ein Gedicht von Carl Zuckmayer zu erinnern, das ich kurz vorher gelesen hatte. Es lautet so:

Ich weiss, ich werde alles wiedersehn,
Und es wird alles ganz verwandelt sein.
Ich werde durch erloschne Städte gehn,
Darin kein Stein mehr auf dem andern Stein.
Und selbst wo noch die alten Steine stehen,
Sind es nicht mehr die altvertrauten Gassen.
Ich weiss, ich werde alles wiedersehn,
Und nichts mehr finden, was ich einst verlas-
sen.

GASTFREUNDLICHES HOLLAND

Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, glitten die Charlottenburger Hinterhöfe mit den quer darüber gespannten Wäscheleinen und den spielenden Kindern langsam an uns vorbei. Glücklicherweise hatten wir ein Abteil für uns allein, so dass wir unseren Gedanken nachhängen konnten.

Während ich mich auf das ‚Abenteuer Holland‘ freute und mein Vater all seine Hoffnungen auf das neue Projekt der ‘International Textiles’ setzte, war für meine Mutter die Situation am schwersten. Auf sie wartete keine interessante Aufgabe. Sie folgte einfach ihrem Ehemann und trauerte um alles, was sie zurücklassen musste. Ich glaube nicht, dass sie jemals begriffen hat, welche ungeheuren Veränderungen in Berlin vor sich gingen. Noch Jahre später war diese Stadt für sie der Maßstab aller Dinge, und sie verglich ihre neue Umgebung mit Verhältnissen, die schon lange nicht mehr existierten. Wie oft wäre ich unglücklich gewesen, wenn ich mich nach jedem Umzug in ein anderes Land nach dem Ort gesehnt hätte, den ich gerade verlassen hatte.

Ich erinnere mich noch an den Lesestoff, den wir für die lange Reise nach Amsterdam ausgewählt hatten. Mein Vater hatte sich ein Buch seines Lieblingsschriftstellers Emil Ludwig mitgenommen, meine Mutter eines von Vicky Baum und ich das neueste Buch des Erfolgsautors Jakob Wassermann. Aber keiner von uns las wirklich. Als sich meine Mutter zum wiederholten Mal eine Zigarette anzündete und mein Vater von seinem Buch aufsaß, kreuzten sich unsere Blicke, und es fing ein Gespräch über meine Zukunft an.

Mein Vater sah darin überhaupt kein Problem. «Du kommst zu mir ins Büro, Bärchen», sagte er. «Druckerschwärze hast du ja schon geschnuppert.» Ich konnte mir gar nichts Besseres wünschen, denn obwohl ich nur kurze Zeit in der Redaktion des ‚Konfektionärs‘ tätig gewesen war, hatte ich die Kombination aus Verlags- und Textilbranche als ein hochinteressantes Arbeitsfeld kennengelernt.

Je näher wir der deutsch-holländischen Grenze kamen, desto mehr verdunkelte sich der Himmel und schien sich unserer Stimmung anpassen zu wollen. In der Dämmerung klatschte der Regen gegen die Fenster, und von der Landschaft war nicht viel zu erkennen. Hinter der Grenze machte mein Vater, in seinen Mantel gewickelt, ein Nickerchen, meine Mutter rauchte nervös eine Zigarette nach der anderen, und ich starrte Löcher in die Luft. Erst als der Zug endlich die Amsterdamer Centraalstation erreichte und uns Jacques Kattenburg mit einem strahlenden «Welkom in Nederland» begrüßte, wich unsere düstere, schwermütige Stimmung.

Auch Corrie war mitgekommen, und wir umarmten uns wie alte Freundinnen. Die Kattenburgs hatten für uns eine Parterrewohnung in der Nähe ihres Hauses gemietet, und als das späte Begrüßungsessen bei ihnen beendet war, sagte mein Vater, mit einem Hinweis auf die anstrengende Reise: «So, jetzt wollen wir aber nach Hause gehen!»

Das kam uns allen lustig und traurig zugleich vor, und einen Moment dachte ich an mein Zimmer in der Leibniz-Strasse. Aber nur einen Moment! Dann gab ich mir einen Ruck. Was neu ist, muss ja nicht schlecht sein. Die Berliner Seite war umgeblättert, und ein neuer Lebensabschnitt begann.

hörte ich ein paar Tage später, als ich das neue Büro meines Vaters betrat. Klein war vorher Wirtschaftsjournalist beim ‚Berliner Tageblatt‘ gewesen. Mein Vater hatte ihn zufällig im ‚American Hotel‘ am Leidseplein kennengelernt und im Gespräch erwähnt, dass er einen Redakteur suche.

«Stimmt nicht!» hatte Klein geantwortet.

«Stimmt nicht? Wieso?»

«Es stimmt nicht, weil Sie Ihren Redakteur soeben gefunden haben!»

Als Eignungstest schrieb er für meinen Vater einen Artikel über Sinn und Zweck einer internationalen Textilfachzeitschrift und erwies sich dabei als brillanter, ideenreicher Journalist, der für die neue Zeitschrift einen Standard setzte, der ganz wesentlich zu ihrem unmittelbaren Erfolg beitrug. «Wie soll ich dem bloss assistieren?» dachte ich. «Ich kann doch gar nichts.» Darum entschloss ich mich gleich am ersten Tag, sowohl einen Schreibmaschinenkurs zu belegen als auch einen Intensivkurs für Holländisch, den die Berlitzschule eingerichtet hatte, weil immer mehr deutsche Emigranten nach Holland kamen.

Wegen der gemeinsamen Wurzel und der klanglichen Ähnlichkeit der beiden Sprachen glaubt man manchmal, dass es für einen Deutschen ganz leicht sein müsse, Holländisch zu lernen. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall, denn die scheinbaren Übereinstimmungen führen ständig in die Irre. Eines Morgens begrüßte unser Mädchen meine Mutter mit der Feststellung: «Mevrouw, het dooit en vriest niet meer» (Gnädige Frau, es taut und friert nicht mehr), worauf meine Mutter entsetzt zurückfragte: «Wer ist tot und frisst nicht mehr?»

Mein neuer Chef legte nicht nur Wert darauf, dass ich fachlich etwas lerne, sondern half auch meiner

Allgemeinbildung auf die Sprünge. Mit der beiläufigen Empfehlung: «Das müssen Sie unbedingt mal lesen!» legte er mir regelmässig Bücher auf den Schreibtisch, und mir war durchaus klar, dass es sich dabei nicht um unverbindliche Lektürevorschläge handelte. Da ich ihn nicht enttäuschen wollte, wurschtelte ich mich buchstäblich durch die ‚Buddenbrooks‘ von Thomas Mann und den ‚Jüdischen Krieg‘ von Lion Feuchtwanger – eine Mühe, die sich unter der Hand aber in Freude und Interesse verwandelte und für die ich ihm heute noch dankbar bin. Klein kehrte auch niemals den Chef hervor, sondern versüsste seine Anweisungen immer mit komischen Berliner Redensarten. «Kopfkratzen ist kein Zeichen von Gehirntätigkeit!» war einer seiner Lieblingsprüche. In der Direktion von (International Textiles) sassen auch der frühere Berliner Kompagnon meines Vaters, Max Löwenberg, und als Vertreter der holländischen Geldgeber ein Herr Baltussen, der darüber wachen sollte, dass das Kapital am Anfang vorsichtig investiert wurde. Baltussens Schwester wurde für eine gewisse Zeit Direktionssekretärin, und als sie sich eines Tages entschloss, Krankenschwester in einer Irrenanstalt zu werden, meinte mein Vater, dass sie in diesem Fall gleich bei uns hätte bleiben können.

Im Dezember 1933 lag die erste Ausgabe von (International Textiles) druckfrisch im Dienstzimmer meines Vaters, und alle Mitarbeiter drängten sich um seinen Schreibtisch. Der Fotograf Gerhard Badrian begutachtete den Druck seiner Stoff-Fotos, und Professor Moholy-Nagy prüfte immer wieder die Typographie und den künstlerischen Gesamteindruck.

Das Titelbild stammte übrigens von Dryden, einem der elegantesten und stilbildendsten Graphiker

der zwanziger und dreissiger Jahre, dessen Plakate, Anzeigen und Modezeichnungen in Berlin und Paris gleichermassen Furore gemacht hatten. Es zeigte einen Blumentopf mit einem eingepflanzten Mädchenkopf, aus dessen langem Hals einige Blätter wuchsen. Das hatte zwar wenig mit Mode und Textilien zu tun, war aber ein Blickfang, der der neuen Zeitschrift grosse Aufmerksamkeit sicherte.

Moholy-Nagy und Dryden emigrierten übrigens kurze Zeit später nach Amerika, wo Moholy-Nagy das ‚Chicago Institute of Design‘ gründete und Dryden in Hollywood Filme ausstattete. Aber auch andere, weniger berühmte Mitarbeiter verliessen uns – einige, weil ihnen die Zukunft in Europa zu unsicher schien, andere, weil sie sich nach der Lehrzeit bei meinem Vater geschäftlich auf eigene Füsse stellen wollten. Mein Vater litt darunter, fühlte sich fast in seiner Ehre gekränkt und konnte nicht begreifen, wie man ihm so etwas antun konnte. Dabei waren diese Entscheidungen nie gegen ihn gerichtet, sondern nur ein Zeichen dafür, wieviele Mitarbeiter von der politischen Entwicklung persönlich betroffen waren.

Von jeher hatte die deutsche Konfektion in Holland eine Rolle gespielt. Mit der Machtergreifung Hitlers nahm die Zahl der Konfektionäre, die sich nun direkt im Land niederliessen, rapide zu. In Deutschland, vor allem in Berlin, endete damit eine über hundertjährige Tradition, da fast 90% der Firmen in jüdischer Hand gewesen waren. Natürlich legten die Unternehmer, denen ihre Betriebe ‚wegarisiert‘ worden waren, nicht einfach untätig die Hände in den Schoss. Viele gründeten in Amsterdam neue Existenzen und bauten alte Häuser an den Grachten zu Ateliers um.

Da mein Vater die meisten dieser Konfektionäre aus Berlin kannte, hatte die Zeitschrift von vornherein einen stabilen Kundenkreis, während umgekehrt für diese neuen Firmen internationale Publizität geradezu lebensnotwendig war.

Holland nahm die deutschen Flüchtlinge gastfreundlich auf, zumal jene, durch die neue Industrien und Arbeitsplätze entstanden. In den ersten Jahren brauchten Übersiedler nicht einmal ein Visum oder eine Arbeitserlaubnis; ein gültiger Reisepass genügte. Später jedoch, als Zehntausende in das kleine Land strömten, versuchte die Regierung die Zuwanderung einzudämmen. Trotz mancher Belastungen veränderte sich die freundliche Einstellung der Bevölkerung aber nicht – im Gegenteil, sie protestierte, wenn die Regierung drastische Massnahmen gegen die Flüchtlinge ergreifen wollte.

Auch die Fremdenpolizei zeigte sich von ihrer besten Seite, und zwar in der Gestalt eines Herrn Stoepman, der mit der Beobachtung der deutschen Emigranten beauftragt war.

Am Anfang war ich durch sein resolutes Auftreten und seine stechenden Augen etwas eingeschüchtert. «Wenn ihm bloss nicht einfällt, uns zurückzuschicken!» dachte ich. Aber meine Angst war ganz unbegründet. Je öfter er bei uns erschien, desto netter fand ich ihn, und dieses wachsende Vertrauen wurde von der ganzen Amsterdamer Emigrantenvelt geteilt. Herr Stoepman kam eigentlich nur vorbei, um nach dem Rechten zu sehen und sein «kopje koffie» zu trinken. Später, als die Zeiten ernster wurden, erwies er sich für viele Menschen als wahrer Freund, auf den sie sich blind verlassen konnten.

Das bevorzugte Quartier der deutschen Emigran-

ten war Amsterdam-Zuid. In der Beethovenstraat hatte Osche Treuherz, vormals Direktor des ‚Zigeunerkerkellers‘ am Kurfürstendamm, sein ‚Café de Paris‘ aufgemacht, ein gemütliches Lokal mit Berliner Atmosphäre. Hierher kam man, um von ‚alten Zeiten‘ zu schwatzen und sich von Osches unzähligen Witzen aufmuntern zu lassen. Kostprobe: Der Lehrer fordert die Schüler auf, Namen bedeutender Persönlichkeiten zu nennen. Hans sagt: Albert Einstein. Fritz: Sigmund Freud. Günter: Karl Marx. Heinz: Heinrich Heine. Philip: Gustav Mahler. Josef: Stefan Zweig. Der Lehrer wird bleich. Gut, dass der Führer das nicht hört, denkt er. Plötzlich meldet sich der kleine Moritz und fragt ganz kleinlaut: «Darf es auch ein Goi sein, Herr Lehrer?»

Die meisten Geschichten begannen konsequenterweise mit den Wörtern ‚früher‘ und ‚bei uns‘; aber es gab durchaus auch aktuellen Gesprächsstoff: die neuen deutschsprachigen Bücher etwa, die im Querido Verlag oder bei Albert de Lange erschienen, Klaus Manns Amsterdamer Zeitschrift ‚Die Sammlung‘ oder die regelmässigen Gastspiele seiner Schwester Erika mit ihrem politischen Kabarett ‚Die Pfeffermühle‘.

Ein anderes Stück Berlin war das Cabaret ‚La Gaité‘ im Tuschinskitheater, wo der sagenhafte Rudolf Nelson mit seiner aus Berlin mitgebrachten Truppe Monat für Monat ein neues Programm auf die Beine stellte und nicht nur die Emigranten, sondern auch die Amsterdamer zu wahren Begeisterungstürmen hinriss.

Ich selber bekam von diesem Nachtleben anfangs wenig mit, denn erstens war ich dafür ‚noch zu jung‘, und zweitens blieb ich oft bis zum späten Abend im Geschäft, um Werbebriefe zum Versand

zu bringen und beim Kuvertieren und Frankieren zu helfen. Mein Monatsgehalt betrug 25 Gulden, und die häufigen Überstunden wurden natürlich nicht vergütet. Mein Privileg als Tochter des Direktors bestand lediglich darin, ab und zu statt mit der Strassenbahn mit meinem Vater im Taxi zum Büro zu fahren und von ihm mitgenommen zu werden, wenn er mit Kunden zum Essen ins Restaurant ging. Durch die wachsende internationale Bedeutung der Zeitschrift kamen viele ausländische Vertreter, Inserenten und Abonnenten nach Amsterdam, und da mein Vater ‚Mühe mit fremden Sprachen‘ hatte, wie er oft klagte, war ich ihm als Dolmetscherin und Fremdenführerin sehr willkommen.

Ich stellte ein Standardprogramm aller Sehenswürdigkeiten zusammen, inklusive Rijksmuseum und Grachtenrundfahrt, und pries den Fremden mit wachsendem Stolz mein ‚Venedig des Nordens‘ an. Amsterdam wuchs mir ans Herz, und als ich mit meinen Eltern 1934 noch einmal nach Berlin zurückkehrte, um einige untergestellte Möbel und Gegenstände zu holen, machte die Stadt gefühlsmässig keinen Eindruck mehr auf mich. Viele Bekannte und Freunde waren verschwunden. Die Juden, die noch dort lebten, hatten Angst, und viele trugen sich mit Auswanderungsplänen. Die Stimmung war drückend, obwohl äusserlich alles ‚ganz normal‘ aussah. Kinos, Konzerte und Theater waren ausverkauft, und auf dem Kurfürstendamm amüsierten sich wie eh und je die Touristen. Das kulturelle Leben schien unter dem Exodus der Juden nicht gelitten zu haben. Jahre später schrieb mir ein deutscher Professor: «Die Nazis wollten nur beweisen, dass sich die Welt auch ohne Juden weiterdreht. Dazu wurden grosse Subventionen zur

Verfügung gestellt, denn um jeden Preis sollte der Eindruck vermieden werden, dass Deutschland kulturell, politisch und ökonomisch isoliert war.»

Nachdem wir nach Amsterdam zurückgekehrt waren, wurde mir erst richtig klar, wie dankbar wir den Niederländern sein mussten, dass sie uns so anstandslos aufgenommen hatten.

Im Frühjahr 1934 freundeten sich meine Eltern mit dem jungen Innenarchitekten Simon le Grand an, der im Ruf stand, gerne heiratsfähige Paare zu verkuppeln und – nach geglücktem ‚matchmaking‘ – ihre neuen Häuser und Wohnungen einzurichten. Im Sommer gab er ein grosses Fest auf seiner Dachterrasse in der De-Lairesse-Straat, und weil meine Eltern verreist waren, ging ich allein hin.

Anfangs fühlte ich mich ein bisschen verloren und fremd, denn ausser Simon kannte ich niemanden; aber später schmolz das Eis, und ich fühlte mich in Simons Clique wie unter uralten Freunden. Der Abend war so ausgelassen, dass sich manche Teilnehmer noch heute, beinahe 60 Jahre später, an alle Einzelheiten erinnern und immer wieder davon sprechen.

Eine Woche danach lud mich Simon, zusammen mit anderen Freunden, darunter Marie-Hélène Sohn, die ich schon auf seinem Fest kennengelernt hatte, zu einer Segeltour auf den Loosdrechter Seen ein. Während der Autofahrt nach Loosdrecht erzählte er mir von seinem Freund Edmond Hertzberger, dem Sohn eines Rotterdamer Konfektionsfabrikanten, den wir am Yachthafen treffen sollten. Seine Schilderung von Eddies Fähigkeiten als Amateurboxer und Autorennfahrer war so hymnisch, dass ich lachend sagte: «Willst du es einrichten, dass wir uns verlieben, oder willst du uns gleich einrichten?»

Simon lachte, unterliess es aber nicht, mich am Hafen auf Eddies geparkten Bentley-Sportwagen aufmerksam zu machen. Die andern Ausflügler hatten sich schon am Anlegeplatz versammelt, wo zwei Segelboote warteten. Eines gehörte Simons Bruder Henri, den ich auch vom Fest kannte, und das andere jenem besagten Eddie Hertzberger. Die ganze Gesellschaft wurde auf die beiden Boote aufgeteilt, und wie nicht anders zu erwarten, bekamen Marie-Hélène und ich einen Platz auf Eddies Boot, das ‚Gondola‘ hiess. Der Kapitän begrüsst uns und half uns mit muskulösen Armen über die Reling, ohne sich bewusst zu sein, dass eine der beiden an Bord kommenden Damen seine Lebensgefährtin werden würde. Es war ein wunderschöner Tag mit idealem Segelwetter, und eine leichte Brise lenkte uns zügig zu jener Stelle, an der wir picknicken wollten. Vor dem Essen gingen alle schwimmen, und ich erinnere mich noch, wie ehrgeizig Eddie versuchte, mich zu überholen, was ihm – dank meines Trainings am Stölpchensee – nicht gelang.

Die Rückfahrt zog sich länger hin. Der Wind war inzwischen abgeflaut, und die Wasserfläche lag spiegelglatt in der Abendsonne. Das war uns keineswegs unangenehm, denn in der romantischen Stimmung legte Eddie ‚ganz zufällig‘ seinen Arm um mich, und wir sassen, ohne zu sprechen oder uns anzuschauen, eine Weile unbeweglich auf der Bordwand.

Nach dieser Tour rief er mich oft an, und wenn er mittwochs geschäftlich nach Amsterdam kam, gingen wir abends aus. Vielleicht wegen des Altersunterschiedes – ich war 17, Eddie 30 – blieb unsere Beziehung aber lange Zeit rein freundschaftlich und versandete schliesslich.

Simons berühmtes Fest hingegen hatte mein Leben total verändert. Regelmässig traf ich mich mit Marie-Hélène, die in Amsterdam Jura studierte. Sie war klein und zierlich, hatte rabenschwarzes Haar, lange dunkle Wimpern und strahlend blaue Augen. Durch sie lernte ich viele Studenten kennen, und es begann ein ziemlich anstrengendes Leben. Tagsüber im Büro und jeden Abend unterwegs! Die Studenten bekamen oft Freikarten fürs Theater, und so gingen wir in Frack und Abendkleid aus – nach der Vorstellung meistens noch ins ‚La Gaité‘ zum Tanz. Manchmal passierte es, dass unsere schicke kleine Gesellschaft kein Geld bei sich hatte, was aber nichts ausmachte. Dann zahlte man halt am nächsten Tag. Von meinen Eltern bekam ich ein Abonnement für die ‚Donnerstagabendkonzerte‘ des Concertgebouw-Orchesters geschenkt. Am liebsten sass ich auf dem Podium, wo ich die Bewegung und Mimik der Dirigenten am besten beobachten konnte. Die fliegende rote Haarmähne von Mengelberg bei Beethoven und Bruno Walters verklärtes Lächeln bei Mozart und Mahler haben sich mir am tiefsten eingepägt. Unvergesslich auch das Klavierspiel von Paul Wittgenstein. Er hatte im Ersten Weltkrieg den rechten Arm verloren, und Maurice Ravel hatte eigens für ihn ein Klavierkonzert für die linke Hand komponiert.

Durch Marie-Hélène lernte ich auch Ju Heymans kennen, den die Holländer ‚den kleinen Lindbergh‘ nannten. Ju war ein begeisterter Sportflieger und machte mit seinen Bravourstückchen immer wieder Schlagzeilen. Einmal versorgte er eine durch Schnee und Eis von der Aussenwelt abgeschnittene Insel mit Post; dann wieder lud er keuchhustenkranke Kinder in sein Flugzeug, weil ihnen der Aufenthalt in grosser Höhe Erleichterung verschaffte. In die

Geschichte der Sportfliegerei ging er schliesslich ein, als er zusammen mit einem Freund nach Niederländisch-Ostindien, dem heutigen Indonesien, flog, und zwar ohne Funk. Ganz Holland verfolgte am Radio jede Etappe dieses Fluges. Ju wurde ein guter Freund, und von ihm wird noch häufiger die Rede sein.

Fast vier Jahre vergingen, ohne dass Eddie und ich uns sahen. Hin und wieder las ich von seinen Erfolgen bei irgendwelchen Autorennen; aber erst im Juli 1938 traf ich ihn wieder. Damals fuhr ich mit Marie-Hélène für ein Wochenende nach Noordwijk, ins Hotel ‚Huis ter Duin‘, wo ein internationales Tennisturnier stattfand.

Am Samstagnachmittag sahen wir uns die Spiele an, und dann wurde bis in die frühen Morgenstunden getanzt. Sonntag war der 16. Juli, und nichts deutete darauf hin, dass es ein besonderer Tag werden sollte. Nach dem Frühstück ging ich auf die Hotelterrasse hinaus, wo schon reges Leben herrschte und die meisten Tische und Liegestühle besetzt waren. Plötzlich lief ich einem Mann im wahrsten Sinne des Wortes in die Arme – und – ‚wie der Zufall so spielt‘ – es war Eddie!

Von diesem Augenblick an waren wir unzertrennlich und entdeckten im Laufe der folgenden Tage und Wochen viele äussere und innere Gemeinsamkeiten.

Eddie holte mich nun beinahe täglich vom Büro ab, und es schien ihm überhaupt nichts auszumachen, dass er am späten Abend noch anderthalb Stunden nach Rotterdam fahren musste. Die Wochenenden verbrachten wir oft bei ihm, wo ich von seinen Eltern mit offenen Armen in die Familie aufgenommen wurde.

Es war eine wunderschöne Zeit, leider war der politische Himmel nicht wolkenlos. Hitler marschierte in Österreich ein und nannte den Überfall schlicht ‚Anschluss‘. Obwohl viele Österreicher nicht damit einverstanden waren – das Bild der Hunderttausende, die dem Führer zujubelten, war erschreckend. Die Spannungen mit der Tschechoslowakei und Polen wurden immer schlimmer. Während meine Eltern alle erreichbaren Zeitungen lasen und ständig Nachrichten hörten, schienen Eddies Eltern völlig sorglos zu sein. Bisher hatten sie ja auch noch nichts mit den Nazis zu tun gehabt, und wie viele Holländer hielten sie die ‚Neutralität‘ der Niederlande für einen sicheren Schutzschild.

An einem Sonntagmorgen im September wollte mich Eddies Vater unter vier Augen sprechen. Er führte mich in den Salon und hatte offensichtlich Mühe, einen Anfang zu finden. Tatsächlich hatte ich nicht die geringste Ahnung, was dieser respekteinflössende, liebenswürdige Herr allein mit mir besprechen wollte, und war ziemlich überrascht, als ich es dann hörte. «Mädchen», legte er los, «seit zwei Monaten werden du und Eddie überall zusammen gesehen. Die Leute klatschen schon über euch. Was hältst du vom Heiraten?»

«Wie denkt denn Eddie darüber?» fragte ich spontan zurück.

«Das werden wir gleich sehen.» Eddies Vater hakte mich unter und führte mich ins Nebenzimmer, wo Eddie und seine Mutter schon vor einer Flasche Champagner sassen und mich erwartungsvoll anschauten. – Heute, nach über fünfzig Jahren, habe ich immer noch nicht herausgefunden, ob mein lieber Mann, ansonsten Mut und Entschlossenheit in Person, damals seinen Vater vorgeschickt

hatte, um dieses heikle Gespräch zu führen, oder ob dieses allein der Initiative meines Schwiegervaters entsprang.

Meine eigenen Eltern waren von der Neuigkeit nicht sonderlich überrascht. «Dachtest du wirklich, wir hätten nichts gemerkt?» lachte mein Vater. Und meine Mutter zitierte eines ihrer vielen Sprichwörter: «Liebe, Husten, Feuer, Sorgen halten sich nicht lang verborgen.»

Gleichzeitig mit diesem Wandel in unserem Leben trat Ende September auch eine kurzfristige politische Entspannung ein. Das Münchner Abkommen schien Hitlers Ansprüche zufriedenzustellen, und Chamberlains berühmtes ‚Peace for our time‘ wurde nur allzu gerne geglaubt. Zwar gab es unter unseren Bekannten ein paar hartgesottene Pessimisten, die dem Frieden nicht trauten, aber eine ganze Anzahl jüdischer Freunde entschloss sich, die Auswanderungspläne fürs erste an den Nagel zu hängen.

Am 24. Oktober hatte Eddies Mutter Geburtstag – ein Tag, der wie alle Familienfeste der Hertzbergers im Kreis von Onkeln, Tanten, Nichten und Neffen gefeiert wurde. Für Mitternacht war eine Überraschung angekündigt, und als dann unsere Verlobung bekanntgegeben wurde, hielt sich die ‚Überraschung‘ der Anwesenden zwar in Grenzen, aber ihre Freude war nicht minder gross und äusserte sich in Küssen, Umarmungen und endlosem Händeschütteln und Schulterklopfen. Endlich kam Eddie unter die Haube, und dazu war es allerhöchste Zeit, fand die Familie.

Der kurze Traum vom Frieden ging schon Anfang November 1938 in die Brüche. Ein junger polnischer Jude erschoss aus Rache für das, was die Nazis

seinen Eltern angetan hatten, in Paris einen deutschen Diplomaten, was die Nazis zum Vorwand nahmen, eines der blutigsten Pogrome der modernen Geschichte vom Zaun zu brechen. In allen deutschen Städten zogen in der Nacht vom 9. Auf den 10. November Nazi-Horden durch die Strassen, plünderten jüdische Wohnungen und Geschäfte, setzten Synagogen in Brand und quälten unschuldige Menschen. Hunderte von Juden wurden getötet oder schwer verletzt, Tausende verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt. Als ‚Reichskristallnacht‘ (wegen der zerschlagenen Schaufenster) von den Nazis verharmlost, ging diese Schreckensnacht in die Geschichte ein und erfüllte die zivilisierte Welt mit Abscheu und Entsetzen.

Da die meisten von uns noch Freunde oder Verwandte in Deutschland hatten, waren wir deutsche Emigranten in besonderer Weise betroffen. Unsere Gedanken gingen in die ‚alte Heimat‘ zurück – einerseits in Angst und Sorge und mit dem Wunsch zu helfen, andererseits mit der Befürchtung, dass jede Aktivität und Publizität den Naziopfern vielleicht schaden könnte.

Zum ersten Mal kamen auch Fragen und Zweifel auf, ob wir in Holland wirklich sicher seien und was wohl geschehen würde, wenn die Deutschen hier einfielen.

Am Tag nach den grauenhaften Zeitungsberichten traf ich im Büro unsern Fotografen Gerhard Badrian, der gerade von einer Erkundungstour durch Südamerika zurückgekommen war.

«Du hier?» rief ich überrascht.

«Ja, ich hätte mir keinen unglücklicheren Augenblick aussuchen können!» antwortete er. «Aber was tut man nicht alles aus Liebe!»

Er war einer Freundin wegen nach Europa zu-

rückgekommen und wurde später, während der deutschen Besetzung, einer der Helden des holländischen Widerstandes.

Schon seit einiger Zeit leitete ich in der Firma eine eigene Abteilung, die sich mit dem Versand von Stoffmustern befasste. Zum 1. Januar 1939 gab ich diese Aufgabe an meine Nachfolgerin Fien Krelage ab, denn die Hochzeit war auf den 7. März 1939 festgesetzt. Bis dahin gab es noch viel vorzubereiten, und es tauchte sogar eine unerwartete Komplikation auf. Eddies Vater war zwar kein orthodoxer Jude wie noch der Grossvater, von dem ein strenges Porträt, das ihn mit einem Käppchen auf dem Kopf zeigte, im Salon der Hertzbergers hing. Aber er wollte dennoch eine jüdische Trauzeremonie, eine ‚Choppe‘, für uns haben und suchte deshalb den Oberrabbiner von Amsterdam auf. Der war aber ein Orthodoxer und wies die Bitte meines Schwiegervaters mit der Frage zurück: «Kann Ihr Sohn kein jüdisches Mädchen finden?» Alles Bitten und Argumentieren half nicht, und so mussten wir wohl oder übel mit einer standesamtlichen Trauung vorliebnehmen.

In Rotterdam fanden wir in der Nähe von Eddies Eltern eine Wohnung, die natürlich von unserem Freund Simon le Grand eingerichtet wurde. Eddie verkaufte seinen Rennwagen, taufte das Segelboot von ‚Gondola‘ auf ‚Loretta‘ um und feierte am 25. Februar mit einem rauschenden Fest seinen Abschied als Junggeselle. Das Elternhaus war mit Girlanden und Lampions geschmückt, und der Höhepunkt des Festes bestand darin, dass im Garten, unter dem Jubel der Gäste, ein Rennwagen aus Pappe verbrannt wurde. In den Flammen verglühte nicht nur Eddies Junggesellendasein, sondern auch



Hochzeitsfoto, Amsterdam 7. März 1939.



Lores Vater (links) an der Seite des Berliner Polizeipräsidenten Albert Grzesinsky, circa 1930.



Gruppenbild aus Anlass des 25jährigen Geschäftsjubiläums von Lores Vater (mit Album in der Hand) 1931 in Berlin.



Eddie und Lore bei einem Osterausflug 1940.



Auf Schlittschuhen, Januar 1940: Lore, ihr Hauptmann und seine Kameraden von der 7. Batterie auf dem Ijsselmeer zwischen Marken und Volendam.



Zu Hause in Rotterdam mit Lores Eltern und Ju Heymans (der einzige, der sich trotz der Kapitulation, im Flugzeug nach England retten konnte).



Unser Wohnzimmer in der Rochussenstrasse, Rotterdam. Hinter dem elektrischen Ofen war Eddie's Versteck bei Razzias.

sein Ehrgeiz als Autorennfahrer, worüber seine Eltern ausserordentlich froh waren.

Wir feierten bis tief in die Nacht und waren uns Gott sei Dank nicht klar darüber, dass wir auf einem Vulkan tanzten. Die alten Fotos zeigen lachende Gesichter; aber die meisten dieser fröhlichen Menschen haben die nächsten Jahre nicht überlebt – und die wenigen, die überlebten, trugen fortan eine tätowierte Nummer auf dem Arm.

Eine Woche später, unmittelbar nach der standesamtlichen Trauung, starteten wir zu unserer Hochzeitsreise nach Nordafrika, die, wie es sich für einen Autofanatiker wie Eddie gehörte, in einem Bugatti gemacht wurde. Die Fahrt führte uns über Brüssel nach Nordfrankreich, vorbei an den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges an der Somme. Wie schrecklich, wenn sich eine solche Tragödie wiederholte, noch dazu mit modernen Waffen! Schweigend fuhren wir weiter.

Die erste Berührung mit dem afrikanischen Leben fand noch in Europa statt, nämlich im exotischen Hafenviertel von Marseille. Die Düfte kleiner orientalischer Basare vermischten sich mit dem Sprachengewirr von Menschen aller Nationen und Hautfarben zu einem überwältigenden Sinneseindruck. Der durchdringende Ton von Schiffssirenen, das gellende Hupen der Autos und das merkwürdige Tuten der Strassenbahnen hallten auf der berühmten Cannebière, der Hauptverkehrsader der Stadt.

Als wir uns nach Casablanca einschifften, beobachteten wir von Deck aus, wie ein Kran unsern Bugatti packte, ihn an Bord hievte und vorsichtig ins Schiffsinnere sinken liess. Am nächsten Morgen sahen wir dann in weiter Entfernung die Küste

Spaniens, wo gerade der schreckliche Bürgerkrieg zu Ende ging, der das Vorspiel jener Katastrophe war, in die wir selber ein paar Monate später stürzen sollten.

Noch aber waren wir ahnungslose Hochzeitsreisende, die in Tanger, wo das Schiff für ein paar Stunden anlegte, zum ersten Mal afrikanischen Boden betraten und jeden Augenblick in dieser romantischen, verzauberten Welt genossen. Damals steckte der Tourismus noch in den Kinderschuhen, und man sah und erlebte Dinge, die heute nicht mehr vorstellbar sind. In Casablanca gab es zum Beispiel noch das berühmte ‚Quartier réservé‘ Bous-Bir, wo hinter hohen Mauern 600 Prostituierte gehalten wurden und ihre Dienste anboten.

Nachdem unser Auto ausgeladen war, fuhren wir über Mogador, Agadir, Taroudant und das Atlasgebirge nach Marrakesch. Von dort ging es weiter nach Fez und dann über die Grenze bei Oujda nach Oran. Als wir am Abend in den Spiegel schauten, mussten wir schrecklich lachen. Weil wir den ganzen Tag im offenen Wagen ostwärts gefahren waren, war unsere rechte Gesichtshälfte rot verbrannt, während die linke weiss geblieben war, so dass wir aussahen wie Zirkusclowns.

Am 26. März erreichten wir schliesslich Algier, von wo wir die Rückreise mit dem Schiff nach Frankreich antreten wollten. Als wir uns im Hotel Aletti einschrieben, überreichte uns der Portier ein Telegramm meines Schwiegervaters:

MES CHERS ENFANTS – STOP – NAVRE DE VOUS COMMUNIQUER NOTRE INQUIETUDE A CAUSE DU DANGER DE GUERRE – STOP – NOTRE CONSEIL EST DE RETOURNER IMMEDIATEMENT – STOP – PA HERTZBERGER.
In einem noch ungeahnten Sinn des Wortes hatte uns «der Ernst des Lebens» eingeholt.

MEIN LEBEN UNTER DEN SOLDATEN

Die Rückkehr nach Europa stand unter einem schlechten Stern. Sturm und schwere See machten die Überfahrt zu einer Tortur. Ich war so seekrank, dass Eddie in Marseille Mühe hatte, mich vom Schiff zu tragen. – Am liebsten wäre ich gestorben.

In Afrika hatten wir keine Zeitungen gelesen und kein Radio gehört, so dass wir erst jetzt in Marseille vom Bruch des Münchner Abkommens und der Besetzung der Tschechoslowakei hörten. Selbst Chamberlains Geduld schien nun erschöpft zu sein, denn er setzte im englischen Parlament die Entscheidung durch, dass bei einem Angriff Nazi-Deutschlands auf Polen für England automatisch der Kriegsfall einträte.

Am Telefon erzählten Eddies Eltern uns, dass überall in Holland gehamstert wurde und viele jüdische Familien ihre Flucht ins Ausland vorbereiteten. Wir konnten die Panik nicht ganz nachfühlen, versprachen aber, auf schnellstem Weg nach Hause zu kommen.

Als wir abends in Paris eintrafen, war der Louvre, den Eddie mir hatte zeigen wollen, schon geschlossen, so dass wir die wenigen Stunden unseres Aufenthaltes im Nachtclub ‚Sphinx‘ verbrachten, wo sich Eddie wie ‚Bolle auf dem Milchwagen‘ amüsierte, ich mich aber – wie es damals für junge Damen schicklich war – über die Frivolität des Programms entrüstete. Tags darauf, am 3. April, kamen wir im Nieselregen in Rotterdam an und gingen noch am selben Abend zu meinen Schwiegereltern. Über unsere Reiseerlebnisse wurde nur kurz gesprochen, denn alles drehte sich jetzt um den Krieg. Kommt er

oder kommt er nicht? – Und wenn er käme, was sollte man dann tun? General Franco hatte soeben den Bürgerkrieg gewonnen, Hitler und Mussolini hatten einen Freundschaftspakt geschlossen, die Lage in Polen war gespannt, und alle fragten sich, was Russland und Amerika tun würden. Darüber unterhielten wir uns auch, als ich zwei Tage später meine Eltern in Amsterdam besuchte.

Meine Mutter hatte zur Feier des Tages mein Lieblingsessen gekocht: Hühnerragout mit Reis und Sauce Hollandaise, und als Nachtisch gab es ihre berühmte APFELTORTE. Das Wort APFELTORTE wurde später im Krieg zum Losungswort, bei dessen Nennung an der Wohnungstür sie wusste, dass sie dem Besucher vertrauen konnte.

An das Gespräch nach dem Essen erinnere ich mich noch genau, denn es drehte sich darum, ob man Holland verlassen sollte, zum Beispiel nach Amerika. Für meinen Vater kam eine abermalige Emigration nicht in Frage. Die ‚International Textiles‘ hatte so gut eingeschlagen, dass er nicht bereit war, sie einfach – mir nichts, dir nichts – aufzugeben. Eddie hingegen sagte, dass sein Vater ernsthaft überlege, nach Amerika überzusiedeln, selbst wenn er seinen gesamten Besitz in Holland zurücklassen müsste. «Besser weglaufen und überleben, wie es die Armen von Pompeji getan haben, als sich an seinen Besitz klammern wie die Reichen und beim Vulkanausbruch umkommen!» war seine Losung.

Am 8. April 1939 – es war der Karfreitag– wurde aufgrund der angespannten internationalen Lage die Teilmobilmachung der niederländischen Streitkräfte angeordnet. Diese Vorsichtsmaßnahme be-

traf auch die Reserveeinheiten der Luftabwehr, zu denen Eddie gehörte. Damit war die Frage der Emigration nach USA entschieden, denn als Reserveleutnant der Flak musste Eddie sofort einrücken. Glücklicherweise blieb er in der Nähe von Rotterdam und konnte meistens zu Hause schlafen.

Als Nur-Hausfrau hatte ich nun viel Zeit, nahm wieder Klavierstunden und ging täglich ins Hallenbad zum Schwimmen. Dort ‚entdeckte‘ mich der Trainer der holländischen Nationalmannschaft als künftiges Olympia-Talent, war aber schrecklich enttäuscht, als er mein Alter hörte. «Was, schon 22!» rief er ungalant. «So eine alte Dame kann ich nicht brauchen!»

Irgendwo habe ich mal gelesen, dass die Sommer vor grossen Kriegen immer besonders schön und heiss seien und der Frieden sozusagen seine Abschiedsvorstellung gebe. Auf den Sommer von 1939 trifft das tatsächlich zu. Die Tage waren unbeschreiblich blau und lang, und ich verdöste sie meistens am Hotelstrand von ‚Huis ter Duin‘, wo die Terrasse nach wie vor Treffpunkt all unserer Freunde war.

Wenn wir an den Wochenenden nicht mit Marie-Hélène, Simon le Grand oder Ju Heymans zusammenwaren, zogen Eddie und ich mit der ‚Loretta‘ los und suchten uns ein schönes Uferplätzchen an einem der Loosdrechter Seen. Einmal, als wir bei einem Sommerregen unter Deck sassen und Radio hörten, kam die Nachricht durch, dass Hitler versprochen habe, die niederländische Neutralität zu respektieren. – Also doch Frieden? – Zwei Tage später wurde die Generalmobilmachung ausgerufen! Dieses Wechselbad guter und schlechter Nachrichten setzte sich fort, wobei nach dem 23. August, also

dem Tag, an dem Nazi-Deutschland und Sowjet-Russland einen Nichtangriffspakt schlossen, die Aussichten immer düsterer wurden.

Am Morgen des 1. September war es schliesslich soweit. Eddie hatte zu Hause übernachtet, und während er noch im Badezimmer beim Rasieren war und ich in der Küche den Kaffee machte, wurde im Radio die Sondermeldung vom Beginn der Kämpfe verlesen. «Eddie», rief ich, «die Deutschen sind in Polen eingefallen!»

Obwohl wir bis zur Minute nicht wirklich geglaubt hatten, dass Hitler diesen letzten Schritt wagen werde, fielen uns gleich eine Menge Gründe ein, warum es vielleicht doch nur ‚halb so schlimm‘ werden würde. Vor allem hatten wir ja unsere holländische ‚Waterlinie‘, ein System kontrollierter Überschwemmungen, das uns wirksam schützen würde, und wenn alle Stricke reissen sollten, kämen uns bestimmt die Engländer zu Hilfe.

Ende September sagte Eddie bei einem seiner täglichen Anrufe: «Schatz, sitzt du? Wenn nicht, nimm dir einen Stuhl. Ich bin soeben zum Hauptmann befördert worden und bekomme das Kommando über eine Flakstellung in Weesperkarspel, in der Nähe von Amsterdam.»

Ich hatte noch nie von Weesperkarspel gehört und verstand bloss «Amsterdam».

«Prima», war mein erster Gedanke, «dann kann ich zu Hause bei den Eltern wohnen und Eddie jeden Tag sehen.»

Eddie hatte aber eine viel bessere Idee. Er mietete im nahegelegenen Loosdrecht für uns ein Hausboot, das er in die Weespertrekvaart schleppen liess und in der Nähe der Flakstellung verankerte. (Der Name kommt von trekken = ziehen, weil die Lastkähne

früher mit langen Seilen vom Deich aus durch den Kanal gezogen wurden.) Das Boot hatte ein Wohnzimmer, ein kleines Schlafzimmer und eine winzige Küche. Wir sahen auf der einen Seite direkt auf die im Polder gelegene Mannschaftsbaracke, den angrenzenden Bauernhof der Familie Spruyt und die daneben aufgestellte Flakbatterie. Auf der anderen Seite hatten wir den Ausblick auf einen Polder und die Grundmauern einer vermutlich durch Feuer zerstörten Windmühle.

Die Baracke war erst vor Kurzem errichtet worden. Vorher waren die Soldaten, mehr schlecht als recht, auf verschiedenen Bauernhöfen einquartiert gewesen – ein Zustand, den die Bauern sehr geschätzt hatten, weil er ihnen eine gute Einnahmequelle verschaffte.

Als Anfang Oktober die Herbststürme begannen, tat es mir leid, dass unsere Aussicht nicht durch die sich drehenden Windmühlenflügel belebt wurde. Der Sturm fegte oft so stark über die flache Landschaft, dass mein kleiner Topolino Mühe hatte, sich auf der Fahrbahn zu halten. Mit diesem Wägelchen, das die Soldaten ‚Strassenlaus‘ nannten, fuhr ich regelmässig nach Amsterdam oder Rotterdam, um bei meinen Eltern, Schwiegereltern oder bei uns zu Hause nach dem Rechten zu sehen und den Kontakt mit unseren Freunden aufrechtzuerhalten.

Bald kamen auch die ersten Gäste aufs Hausboot, zum Beispiel Eddies Onkel Maurits, von dem wir Einzelheiten über das Schicksal von Juden in Deutschland erfuhren. Er war Arzt und betreute deutsche Emigranten bei ihrer Ankunft in den holländischen Auffanglagern. Sie hatten ihm, teils aus eigener Erfahrung, die grauenhaften Zustände in den Konzentrationslagern beschrieben, und alle hatten

darüber hinaus erfahren, was es heisst, in einer feindlichen Umwelt vogelfrei zu sein und jede Minute festgenommen, misshandelt oder gar deportiert werden zu können. Die Schreckensnachrichten machten uns klar, was uns nach einer deutschen Invasion in Holland erwartete. In Berlin hatte ich zwar nur die Anfänge des Dritten Reiches erlebt, aber das hatte mir schon genügt, und so redete ich allen, die auswandern wollten, zu, so schnell wie möglich aus Holland zu verschwinden. Einige hörten auf mich, glücklicherweise auch meine Schwiegereltern und meine Schwägerin, die sich nach Amerika in Sicherheit brachten. Onkel Maurits war leider nicht zu überzeugen, weil er allein schon den Gedanken an eine Emigration als Verrat an seinen Patienten empfand.

Obwohl das Bild des öffentlichen Lebens in jenen Tagen von den vielen Uniformträgern geprägt wurde, herrschte noch immer eine sorglose, optimistische Stimmung. Sogar in der Armee wurde die Mobilmachung eher als eine Art patriotischer Zeitvertreib angesehen, so als ob eine deutsche Invasion jenseits aller vorstellbaren Möglichkeiten läge.

Als Eddie sein Kommando bei der Flak übernahm, fand er dort einen fröhlichen, aber undisziplinierten Haufen vor, der sich wenig um das militärische Reglement kümmerte. Abends um halb sechs war Feierabend, und keiner schien auf die Idee zu kommen, dass der Feind vielleicht andere Essenszeiten haben oder seine Flugzeuge auch nachts benutzen könnte. Eddies Vorgänger hatte auf gute Stimmung und eine ‚gemütliche‘ Atmosphäre mehr Wert gelegt als auf die Verteidigungsbereitschaft seiner Truppe und war äusserst grosszügig mit Wochenendurlaube und Ausgabungsbewilligungen gewesen.

Als nun der neue ‚Hauptmann mit dem Bugatti‘ nach Weesperkarspel kam, waren die Tage des bequemen Laissez-faire vorbei. Gleich beim Betreten der Flakstellung traf Eddie einen Soldaten ohne Mütze, das Haar schmutzig und ungekämmt, die Uniformjacke nur halb zugeknöpft.

«Komm mal her!» rief er – in seiner Uniform deutlich als Vorgesetzter zu erkennen. «Wie heisst du?»

«Was geht Sie das an?» fragte der Soldat frech zurück.

«Das erzähle ich dir später. Jetzt setzt du erst mal die Mütze auf, knöpfst deine Jacke zu und grüsst einen Vorgesetzten, wie es sich gehört!»

«Ich denke ja nicht dran», sagte der Soldat. «Ist mir viel zu warm hier!»

So war die Einstellung bei der 7. Flak, aber Eddie machte den Männern schnell klar, dass er in Sachen Disziplin wenig Spass verstand.

Beim ersten Morgenappell schaute einem der Soldaten noch der Schlafanzug unter der Uniform hervor. Eddie liess ihn vortreten und vor versammelter Mannschaft seine Uniform ausziehen. Es passierte auch, dass ein Soldat auf der Wache eindöste und beim Wachwerden seinen Karabiner vermisste. Als er verschämt den Verlust der Waffe meldete, gab Eddie ihm das Gewehr mit der Bemerkung zurück: «Schwein gehabt, dass ich es war. Es hätte auch der Feind sein können.»

In einem Land, das seit dem Zehn-Tage-Feldzug von 1830 keinen Krieg mehr geführt hatte, war es ausserordentlich schwierig, militärische Verhaltensweisen durchzusetzen. Und obwohl Eddie alles andere als ein Militarist war, hielt er Gehorsam und Disziplin – angesichts der tödlichen Gefahr, in der wir uns befanden – für lebensnotwendig.

Er selber hatte allerdings auch gelegentliche Schwierigkeiten mit seinen Vorgesetzten. Die erste Begegnung mit dem General verlief zum Beispiel gar nicht protokollgerecht. Er erschien eines Morgens unangemeldet in voller Uniform an der Barackentür und fragte nach dem Kommandanten. Eddie, der den Soldaten gerade Boxunterricht gab, meldete sich und salutierte mit nacktem Oberkörper und Boxhandschuhen.

Der General war aufs Höchste indigniert: «Hauptmann, ich bin gewohnt, bei Visiten von meiner Truppe in korrekter Kleidung empfangen zu werden.»

«Zu Befehl, Herr General», antwortete Eddie, «dann gibt es aber für die Männer in Zukunft keinen Boxunterricht mehr, denn den kann ich nicht in Uniform abhalten!»

Nach einem frostigen Schweigen überwand sich der General schliesslich und sagte: «Also meinetwegen, macht weiter mit eurer Boxerei!» Damit war das Eis gebrochen, und er stellte sich später als ein ganz patenter Kerl heraus, mit dem man gut zurechtkommen konnte.

Mir gegenüber waren ‚die Jungs‘ freundlich und hilfsbereit. Dass sie mich untereinander ‚Püppchen‘ nannten, wusste ich zwar nicht; aber der Eifer, mit dem sie Kleinholz für den Kachelofen unseres Hausbootes sammelten oder meinen Topolino zur Tankstelle schoben, weil ich wegen der fehlenden Benzinuhr wieder mal vergessen hatte zu tanken, fiel mir natürlich auf. Später erfuhr ich, dass Frank seinen Kameraden zugeflüstert hatte, ‚Püppchen‘ schliesse nicht immer die Gardinen, wenn sie abends zu Bett gehe. Daraufhin drängte sich allabendlich die ganze Kompanie an die Fenster zum Hausboot.

Wie gut, dass die Baracke kein Schiff war – sonst wäre sie gekentert!

Die Tankstelle lag 500 Meter vom Hausboot entfernt, an der nächsten Wegkreuzung, und die Frau des Besitzers, eine Deutsche, war immer zu einem Schwätzchen aufgelegt, auch mit den Soldaten, die das Benzin für die Armeefahrzeuge bei ihr kauften. Ihre Herkunft störte vorerst niemanden, was sich aber bei Kriegsausbruch dramatisch änderte.

Der schon erwähnte Bauernhof der Familie Spruyt – Vater, Mutter und sechs Kinder – war im wahren Sinne des Wortes ‚das Herz‘ der Flakstellung. Alle Spruyt-Kinder hatten die strahlend blauen Augen und das zufriedene Lächeln ihrer Mutter. Der Älteste war schon heiratsfähig, während der Jüngste noch in die Hosen machte. Die Soldaten gingen in Mutter Spruyts Küche ein und aus, nicht nur wegen der leckeren Häppchen oder um sich dies und das zu borgen, sondern weil sie in ihrem tristen Männeralltag die Wärme und Freundlichkeit dieser Frau suchten.

Auch Eddie und ich hatten ein herzliches Verhältnis zu ihr. Manchmal lud sie uns zum Essen ein, und wir durften dann an einer hübsch gedeckten Tafel in der guten Stube die Ergebnisse ihrer wirklich umwerfenden Kochkunst geniessen. Als junges Mädchen war sie Köchin bei einer reichen jüdischen Familie gewesen, worauf sie sehr stolz war, und jedes europäische Luxusrestaurant hätte mit Mutter Spruyt in seiner Küche Ehre einlegen können.

Regelmässig alle 14 Tage fanden sogenannte ‚Bunte Abende‘ statt, die der Stab angeordnet hatte, um die Atmosphäre in der Truppe ein bisschen aufzulo-

ckern. Die Soldaten stellten selbst das Programm zusammen – mit viel Musik und lustigen Sketchen, und die eigens von Mutter Spruyt gebackenen Kuchen trugen erheblich zur Attraktivität bei. Im Auge behalten mussten wir nur den General, damit er nicht allen andern den Kuchen wegass und bei seinen gewaltigen Lachausbrüchen aus der Uniform platzte, denn die war ihm ein bisschen zu knapp, und so, wie er sich hielt – Bauch rein, Brust und Hintern raus –, hatten wir ihn im Verdacht, ein Korsett zu tragen.

Bei diesen Veranstaltungen ging es ziemlich geräuschvoll zu, denn ‚moderne‘ elektrische Lautsprecher sorgten dafür, dass die Zuhörer in den ‚vollen Genuss‘ der Musik kamen. Die Spruyts, die morgens um fünf ihre Kühe melken mussten, ertrugen den Lärm anfangs recht geduldig, bis Vater Spruyt eines Abends der Bunte Abend zu bunt wurde.

«Jetzt reicht’s, dem mach’ ich ein Ende!» schrie er, sprang aus dem Bett und eilte in die Nacht hinaus, ohne auf seine Frau zu achten, die ihn zurückhalten wollte. Schon nach wenigen Augenblicken verstummte die Musik, und Mutter Spruyt, die grössere Auseinandersetzungen befürchtet hatte, wunderte sich, dass ihr Mann so schnell zurück war und mit hochzufriedener Miene wieder ins Bett kroch. – So entdeckten wir, dass die Stromversorgung unserer Flakstellung bei Vater Spruyt abgezweigt worden war und jederzeit mit dem Herausdrehen der Hauptsicherung unterbrochen werden konnte.

Bei den Bauern in der Umgebung wurde ab und zu etwas Extraes zu essen organisiert. Dabei bediente man sich verschiedener Methoden. Eine davon bestand darin, ein Huhn zu fangen und im Militärlastwagen einzusperren, bis es ein Ei gelegt hatte.

Der Höhepunkt der Frechheit war wohl, den Eigentümer des Tieres dann noch um Salz zu bitten.

Dass die Männer das Unterhaltungsangebot nicht ganz ausreichend fanden, stellte sich eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang heraus, als Eddie zufällig früher zum Dienst kam. Da sah er, wie ein Lastwagen den Deich herunterkam und vor der Baracke hielt. Als die Ladeklappe aufging und die Plane zurückgeschlagen wurde, kletterte – oder besser: fiel – ein Trupp Soldaten heraus, die sich kaum mehr auf den Beinen halten konnten. Beim anschließenden Morgenappell lallten sie zwar «Hier!», aber sonst war nicht viel mit ihnen anzufangen.

Beim Verhör des Unteroffiziers stellte sich heraus, dass die 7. Flakkompanie am Amsterdamer Thorbeckeplein eine Stammkneipe hatte. Der Wirt Adje und seine weiblichen Angestellten waren als Tröster und Stützen der holländischen Armee berühmt, und zwar nicht nur wegen der Unmengen von Bier und Schnaps, die sie ausschenkten, sondern auch wegen anderer ‚Dienste‘, die sie für das Vaterland zu leisten bereit waren. Der ‚Verbindungsoffizier‘ zwischen Adje, den Mädchen und unserer Flakstellung war eben jener Unteroffizier namens Verhulst, der mit dem Militärlastwagen, auch ‚Viehwagen‘ oder ‚Lumpensammler‘ genannt, einen regelrechten Taxisdienst eingerichtet hatte, um kurz vor dem Morgenappell all jene einzusammeln, die nachts die Kurve nicht mehr gekriegt hatten.

Später, als wir alle schon in einem fortgeschrittenen Alter waren, erzählte mir Sergeant Pim Verhulst eines seiner Erlebnisse: «Ich wurde eines Tages schon sehr früh wach und sah zwei unbeschlafene Pritschen. Ich zog mich schnell an und fuhr los nach Amsterdam zu unserer Stammkneipe. ‚Adje‘,

stürmte ich auf ihn zu, ‚wo sind unsere Jungens?‘. Adje druckste erst und gab dann doch die Adresse seiner ‚Mädchen‘ an. Als ich in der Ferdinand Bolstraat klingelte, wurde die Tür sofort geöffnet. Oben an der steilen Treppe erspähte ich meine beiden Kameraden in Unterhosen, in einer Hand eine Flasche Bier, im anderen Arm einen weiblichen Nackedei. ‚Pim, komm rauf, hier ist es so gemütlich; schliess dich an.‘ Nur auf mein Versprechen, ein anderes Mal mit von der Partie zu sein, brachte ich sie auf den Heimweg.»

Der Anstifter allen Blödsinns in der Kompanie war Frank Das. Als im Winter der Verwaltungsoffizier Bertus Strookman zur 7. Kompanie kam, merkte Frank schnell, dass der Neue zwar äusserlich sehr seriös wirkte, aber nur allzu gern bei illegalen Extratouren mitzumachen bereit war. Schon nach wenigen Tagen war Bertus Strookman Stammgast bei Adje. Damals versuchten viele Holländer ihre Sympathie mit der Armee zu zeigen, indem sie den Soldaten kleine Gefallen taten oder ihnen irgendetwas zu trinken spendierten. Die Männer nützten das weidlich aus, und Frank entwickelte einen ganz speziellen Riecher für Zivilisten, die sich auf die vaterländische Tour anzapfen liessen.

Im ‚Vinicole‘, einem etwas besseren Etablissement als dem von Adje, lernten Frank und Bertus die Familie eines Fusspflegers mit einer nicht ganz unattraktiven Tochter kennen. Im Laufe des feuchtfröhlichen Abends machte Frank dem Fusspfleger klar, dass sein Freund Bertus, der schmucke junge Offizier, ein Auge auf das Fräulein Tochter geworfen und dass es zwischen den beiden wohl ‚gefunkt‘ habe. Nach einer Reihe weiterer Drinks, die natürlich auf Kosten des stolzen Vaters gingen, wurde

sogar schon von Verlobung gesprochen und Champagner bestellt. Mit fortschreitendem Alkoholkonsum entwickelte Frank schliesslich den Plan einer üppigen Verlobungsfeier, zu der auch zwanzig trinkfeste Kameraden aus der Kompanie eingeladen werden sollten.

Am Abend der Verlobung rollte der ‚Viehwagen‘ mit 20 Mann an Bord zum Haus der Braut, wo ein Buffet vom teuersten Feinkosthändler wartete und die Getränke alsbald in unvorstellbaren Strömen flössen. Nur die Frau des Fusspflegers hatte sich einen gewissen Realitätssinn bewahrt und drängte den Bräutigam Bertus, doch nun endlich zum offiziellen Teil überzugehen und die Ringe rauszurücken. Aber lag es am Alkohol oder war es der sittliche Ernst, mit dem ein solcher Lebensschritt erwogen werden muss? Dem Bräutigam wurde jedenfalls plötzlich hundeelend, und er musste sich erst mal hinlegen. Frank begriff sogleich die Situation, liess den ‚Viehwagen‘ klarmachen, und ehe sich noch das ungute Gefühl der Brautmutter zu einem handfesten Verdacht konkretisieren konnte, wurde die Haustür aufgerissen und der gellende Ruf ALARM! erscholl. Die zwanzig Trunkenbolde plus Bräutigam und Freund rutschten und stolperten die Treppe hinunter – wenn das Vaterland in Gefahr ist, soll man nicht lange zögern! – und waren schon nach wenigen Augenblicken im Dunkel der Nacht verschwunden. Das ‚Vinicole‘ wurde fortan von der 7. Flakkompanie gemieden.

Im November begann es zu frieren. Vom Hausboot aus konnte ich in klaren Nächten die Lichtkegel der Luftabwehr sehen, die bei jedem verdächtigen Fluggeräusch den Himmel mit kreisenden Bewegungen abtasteten. Am 9. November gab es Alarm, die Flie-

gerabwehrkanonen wurden in Position gebracht und sogar abgeschossen. Da Holland neutral war, handelte es sich vorerst nur um Warnschüsse. An das Datum erinnere ich mich darum so genau, weil ich die Geschosshülse des ersten Schusses mit der Gravur «9-11-39» von Eddie geschenkt bekam.

Den Silvesterabend feierten wir im Kreis der Familie in Rotterdam. Alle jungen Männer waren in Uniform, und obwohl wir lachten und unsern Spass hatten, wandten sich die Gespräche doch immer wieder dem einen ernsten Thema zu: Würden die Deutschen uns überrennen?

Ich litt seit dem Kriegsausbruch an alten Berliner Erinnerungen, die ich längst vergessen zu haben glaubte: das Stampfen der Stiefel, das Grölen der SA-Trupps und die Schreie der Menschen, die man aus ihren Häusern zerrte. Ich weiss nicht, wie oft ich an diesem Silvesterabend sagte: «Lasst alles stehen und liegen und haut ab, solange ihr noch könnt!» Mein Schwiegervater wollte sogar der ganzen Familie helfen und für alle die nötigen Papiere zur Übersiedlung nach Amerika besorgen; aber niemand nahm dieses grosszügige Angebot an.

Der Winter 1940 war unglaublich kalt. Alle Grachten und Kanäle froren zu, und unser kleines Öfchen, ein sogenanntes ‚Potkachelkje‘, war ausserstande, unser Hausboot auch nur einigermassen zu erwärmen. Die Fenster waren mit dicken Eisblumen bedeckt, und selbst das Wasser in den Blumenvasen hatte morgens eine dünne Eisschicht.

Im Januar fror sogar die Zuiderzee zu. Nach langer Zeit konnte wieder einmal die 11-Städte-Tour stattfinden, ein grosses holländisches Volksfest, bei dem Zehntausende von Schlittschuhläufern auf den zugefrorenen Wasserwegen 11 Städte anlaufen.

Eddie, der seinem Ruf als Sportskanone nichts schuldig bleiben wollte, lud die Hälfte der Kompanie in den ‚Viehwagen‘, und – Bugatti voran – ging es nach Volendam, wo wir die Schlittschuhe unterschnallten und – im holländischen Rhythmus: rechts, links, rechts, links – bis nach Marken liefen, wo es heiße Erbsensuppe mit Schweinepfötchen und Würstchen gab. Ich, als einzige Frau unter so vielen Männern, war sozusagen das Eislaufmaskottchen.

Abgesehen von solch ‚Brueghelschen Winterfreuden‘, hatten wir durch die Kälte aber eine Menge Scherereien mit dem Hausboot, bei dem zu befürchten war, dass es den Eismassen nicht standhielt. Einmal, als Eddie und ein Soldat das Boot freihacken wollten, brach Eddie ein und rutschte ins eisige Kanalwasser. Ein paar Tage später kam ein Eisbrecher, um eine Fahrrinne durch die Weespertrekvaart zu bahnen. Wir fürchteten schon, von den Eisschollen zerquetscht zu werden; stattdessen entstanden aber gewaltige Wellen, so dass wir alle unsere beweglichen Besitztümer wie Kaffeekannen und Blumentöpfe umklammern und festhalten mussten.

Während ich vom Wohnzimmer auf den schneebedeckten Polder startete, fragte ich mich, wie lange die Mobilmachung noch dauern werde. Der Krieg schien zum Stillstand gekommen zu sein. Abgesehen von einigen Scharmützeln zwischen England und Deutschland geschah eigentlich nichts.

Dafür sprengten wir uns fast selber in die Luft. Eines Abends überraschte Eddie eine Gruppe von gemütlich rauchenden Soldaten, die sich im Munitionslager um ein rotglühendes Öfchen versammelt hatten und auf den Munitionskisten Karten spielten. Die Übeltäter mussten im Amsterdamer ‚Luxushotel‘ eine Woche über ihre Sünden nachdenken.

Als wir eines Sonntags in Rotterdam waren, fragte mein Schwiegervater: «Warum kommt ihr nicht mit mir für ein paar Tage nach Paris?» Vor der Abreise nach Amerika wollte er in seiner Konfektionsfabrik an der Avenue Philippe-Auguste noch einmal nach dem Rechten sehen. Die Idee kam uns reichlich grotesk vor, denn Paris, als Hauptstadt einer der kriegführenden Nationen, war damals so unerreichbar wie der Mond, speziell für Eddie, der als mobilisierter Offizier Holland nicht verlassen durfte. Trotzdem lockte uns die Abwechslung so sehr, dass wir alle Bedenken über Bord warfen und meinen Schwiegervater begleiteten. Doch nicht alle verbotenen Früchte schmecken süß. Der Grenzübergang und die Autofahrt durch Belgien und Nordfrankreich – mit Eddie im streng verbotenen Zivil – waren eine gespenstische Zitterpartie, für die wir am Ziel nicht einmal entschädigt wurden. Die ‚Ville Lumière‘ zeigte sich – wie nicht anders zu erwarten – von ihrer dunkelsten und schäbigsten Seite. Was wir jedoch nicht für möglich gehalten hätten, war die defätistische Stimmung der Menschen, die sich und ihre Sache, so schien es, schon verloren gaben. Statt mit Zuversicht und neuem Mut nach Holland zurückzukehren, waren wir zutiefst deprimiert und ahnten, dass wir im Ernstfall nicht allzu fest auf die Hilfe Frankreichs bauen konnten. Der einzige Lichtblick in der Finsternis von Paris war der Besuch eines Nachtclubs, in dem die bezaubernde Lucienne Boyer auftrat.

Der 7. März ist in meiner Erinnerung der letzte Tag des Friedens. Eddie und ich feierten in unserer Rotterdamer Wohnung den ersten Hochzeitstag. Meine Schwiegereltern waren schon nach Amerika abgereist, und wir versammelten zum letzten Mal –

ohne es zu wissen – den Rest der Familie und alle unsere Freunde um uns. Man lobte mich für das kalte Buffet, das ich ganz allein zubereitet hatte, und es lag nicht nur an der ausgezeichneten Bowle, dass unsere Stimmung immer ausgelassener wurde. Holland lebte gerade wieder einmal in einem stimmungsmässigen Zwischenhoch, weil man auf den Beistand der britischen Flotte, die bewaffnete Neutralität und den Schutz der Wasserlinie vertraute.

Einen Monat später, am 9. April, kam die erschütternde Nachricht vom Einmarsch der Deutschen in zwei neutrale Länder: Norwegen und Dänemark. Nun waren wohl auch unsere Würfel gefallen, denn selbst die Engländer hatten die Einnahme der skandinavischen Häfen durch die Deutschen nicht verhindern können.

Am 19. April hörten wir in der Kantine der Batterie die Radiorede von Ministerpräsident De Geer, der in gemessenen Sätzen über die ‚ernste‘ Lage der Nation sprach. Im Klartext hiess das: Höchste Alarmstufe! Keine Militärperson darf den Platz verlassen, an den sie gestellt ist.

In den Nächten lag ich stundenlang wach, hörte auf die Geräusche von Flugzeugen und quälte mich mit der Frage: ‚Sind sie das schon oder sind sie’s noch nicht?‘, um am nächsten Morgen erleichtert festzustellen, dass sie es in dieser Nacht noch nicht gewesen waren.

Anfang Mai schickte uns der Eigentümer des Hausbootes die Kündigung. Ausgerechnet jetzt, in der schönsten Jahreszeit, wo wir das Boot hätten geniessen können, wollte er es zurückhaben, und zwar noch vor Pfingsten. Alle meine Bitten nutzten nichts. Er blieb stur: «Am 9. Mai um vier Uhr

kommt der Schlepper, basta!» Von diesem Termin war er nicht abzubringen, und er hielt ihn auf die Minute ein.

Wehmütig beobachtete ich an jenem Nachmittag, wie unser Hausboot kleiner und kleiner wurde. Mit unserm Foxterrier Grace sass ich im Ufergras und starrte auf die Druckstelle, wo eben noch der Bootssteg gelegen hatte. Grace leckte mir die Hand, weil sie merkte, dass ich traurig war. Und tatsächlich hatte ich das Gefühl, dass unser bisheriges Leben und unser Heim soeben in der Kanalbiegung bei der Mehlfabrik für immer verschwand.

Abends fuhr ich nach Amsterdam und quartierte mich im Parkhotel ein. Vom Ausräumen des Hausbootes war ich so müde, dass ich früh schlafen ging. Vor dem Einschlafen kam mir das Finale der Neunten Symphonie von Beethoven in den Sinn. Ich hatte die Gestalt von Willem Mengelberg vor Augen, wie er mit Hingabe das grosse Ensemble von Solisten, Chor und Orchester dirigierte: ‚Alle Menschen werden Brüder‘. Und ich dachte: ‚Mein Gott, wenn es nur jemals dazu käme.‘

ALSO DOCH!

Am Morgen des 10. Mai weckte mich ein – im wahrsten Sinne des Wortes – höllischer Lärm. Draussen schien die Welt unterzugehen. Eine Explosion jagte die andere. Schlaftrunken tastete ich mich zum Fenster und sah in der Morgenröte Flugzeuge am Himmel, die von der holländischen Luftabwehr beschossen wurden. In regelmässigen Abständen platzten um die Maschinen herum weisse Wölkchen, ohne sie auf ihrem schnurgeraden Weg aufhalten zu können.

Ehe mir noch richtig klar war, was geschah, läutete das Telefon. Es war mein Vater, der mit erregter Stimme sagte: «Bärchen, die Deutschen sind da! Komm sofort zu uns rüber!»

«Nein, ich muss zu Eddie in die Flakstellung», antwortete ich, ohne lange nachzudenken. «Vielleicht braucht er mich.»

«Um Himmelswillen, tu das bloss nicht», regte sich mein Vater auf. «Das ist lebensgefährlich!» Das Gespräch beendend, rief ich: «Du hörst bald wieder von mir.»

Es war kurz vor sechs, als ich an der Rezeption meine Rechnung bezahlte. Der Nachtportier, der mich am Abend eingelassen hatte, war noch im Dienst.

Als ich etwas von Krieg sagte, brummte er: «Krieg? – Ach, was! So schlimm wird's schon nicht werden.» Warum versuchte er mich zu beruhigen? Ich traute ihm nicht. Von diesem Morgen an waren wir gegenüber jedermann misstrauisch, den wir nicht kannten. Feind hört mit!

Aufgeregt startete ich mein neues Citroën-

Cabriolet, das mir Eddie drei Tage vorher geschenkt hatte. Die Schaltung war im Armaturenbrett eingebaut, so dass ich in meiner Nervosität dauernd die Gänge verwechselte.

Ob Eddie und die Männer schon in Kämpfe verwickelt waren?

Nie zuvor war mir Amsterdam so schön erschienen, wie an diesem ersten Morgen des Krieges. Über den Grachten lag ein letzter Hauch von Frühnebel, der von den Sonnenstrahlen gerade aufgelöst wurde, und das dichte Grün der Bäume war noch feucht vom Tau. Draussen vor der Stadt wehte mir der Duft der Wiesen entgegen. Wäre nicht das Dröhnen am Himmel gewesen und hätten nicht überall kleine Gruppen von aufgeregt debattierenden Menschen gestanden, dieser Morgen des 10. Mai wäre der Inbegriff des Friedens gewesen.

Die Flakstellung bot den Anblick eines aufgeschreckten Ameisenhaufens. Die Deichstrasse war mit Autos verstopft, und am Kanal stand eine lange Menschenkette, die mit grösster Eile Sandsäcke weiterreichte, um die Geschützstellung mit einem Schutzwall zu umgeben.

Eddie hatte einen mit Sand beladenen Kahn beschlagnahmen lassen und alle Pendler, die an diesem Morgen auf dem Weg nach Amsterdam waren, aufgefordert, beim Füllen der Jutesäcke zu helfen.

Ich parkte mein Auto an der Böschung und lief zur Baracke. Als erstem begegnete ich Sergeant Strookman. «Schnell, Frau Hertzberger», rief er mir zu, «kommen Sie mit!»

Plötzlich warf er sich flach ins Gras und zog mich neben sich. «Was ist los, Strookman?» flüsterte ich. Er sah mit wildem Blick zum Himmel und deutete auf einen Tiefflieger, der sich näherte. «Sie wissen ja

nicht, was heute Nacht passiert ist», stiess er hervor
. . . «Die kommen womöglich zurück!»

«Eddie . . . Ich muss unbedingt zu Eddie!» schoss es mir durch den Kopf, und schon rannte ich los. Vor der Baracke keine Spur von ihm. Ich durchquerte die Unterkunftsräume und riss die Bürotür auf. Gott sei Dank, da stand er! Erleichtert fielen wir uns in die Arme! Nachdem ich mich einigermaßen beruhigt hatte, zog er mich zum Fenster. «Wir sind heute Nacht von deutschen Flugzeugen angegriffen worden – schau, was sie angerichtet haben.»

Die meisten Bomben waren genau auf die Stelle am Deich gefallen, wo gestern noch unser Hausboot gelegen hatte. Der Vermieter hatte uns mit seiner Kleinlichkeit das Leben gerettet.

«Ich mag gar nicht daran denken, was geschehen wäre, wenn sie unser Munitionsdepot getroffen hätten», sagte Eddie. «Glücklicherweise haben die Bomben wenig Schaden angerichtet. Nur ein Soldat ist leicht verletzt worden.»

Während wir sprachen, kam Sergeant Verhulst ins Büro.

«Wir haben bis drei Uhr gepokert», erzählte er, «und gerade als ich mir die Zähne putzen und ins Bett gehen will, hör ich die Flugzeuge. Na, die gehn bestimmt nach England, denk ich und kümmer mich nicht weiter drum. Aber nach einer halben Stunde waren sie wieder da und fingen an, Schiphol zu bombardieren. Wir konnten den Feuerschein sehen! Dann haben wir einen von ihnen erwischt, und sie begannen unsere Flakstellung anzugreifen.»

Aus Verhulsts Bericht entnahm ich, dass die Deutschen erst in der Richtung auf die Nordsee geflogen waren, dann über dem Meer gedreht und von Westen angegriffen hatten, von wo man sie natürlich nicht erwartete.

«Aber vorläufig haben wir Ruhe vor ihnen», fuhr der Sergeant fort und deutete auf drei Bomber, die gerade im Tiefflug hinter dem Kirchturm von Diemen verschwanden. «Als sie den Deich bombardiert haben, ist das Wasser wie eine Sturzflut in den Polder geströmt, und jetzt denken die ‚Moffen‘, dass wir ein Teil vom Ijsselmeer sind und die Flakstellung weiter im Landesinneren liegt.»

Wenn das stimmt, dachte ich, haben wir doppeltes Glück: Erst wurde das Wohnboot abgeholt, und dann hat das Loch im Deich die Landkarte so verändert, dass die Deutschen uns nicht mehr finden.

Verhulsts Vermutung erwies sich übrigens als richtig, denn alle andern Batterien in der Umgebung erlitten bei den wiederholten Luftangriffen schwere Verluste, während wir übersehen wurden.

Nachdem auch noch Strookman und ein paar andere ins Büro gekommen und ihre Erlebnisse losgeworden waren, entschloss ich mich, zu Mutter Spruyt hinüberzugehen, denn es war mittlerweile 12 Uhr. Sie stand in der Küche und schmierte Butterbrote. «Die armen Teufel müssen ja schliesslich was essen», sagte sie und reichte mir, auf meine Bitte hin, Schürze und Messer, und ich war dankbar, dass ich an diesem Morgen etwas Sinnvolles tun konnte.

Während wir arbeiteten, kam ein Unteroffizier in die Küche, um sich ein Glas Wasser zu holen. «Ich hätte diesen verdammten Deutschen ohne Weiteres erwischen können», erzählte er, ausser sich. «Er kam ganz tief auf uns zugeflogen, und ich dachte noch: Jetzt hab' ich dich, Freundchen! – aber dann fing mein MG plötzlich an zu spucken!»

Schwere Maschinengewehre waren die einzig brauchbaren Waffen der Flak gegen tieffliegende Bomber, und ich hörte die Klage des Unteroffiziers an diesem Tag auch von vielen anderen Soldaten.

Zum Beispiel von Leutnant de Groot, der, vor sich hin schimpfend, an seinem Maschinengewehr herumbastelte. «Das Mistding!» stöhnte er. «Stammt noch aus dem Ersten Weltkrieg! Mal sehen, ob es jetzt funktioniert.» Er richtete den Lauf auf ein unsichtbares Ziel, und mir wären fast die Trommelfelle geplatzt, als er seine Probeschüsse abfeuerte. Als er mal Pause machte, rief ein Obergefreiter: «Ich glaub, da ist gerade 'ne Kuh umgefallen!»

Tatsächlich hatte Leutnant de Groot eine von Vater Spruyts Kühen erlegt und – wie nicht anders zu erwarten – ein ganz besonderes ‚wertvolles‘ Tier. «Meine beste Milchkuh!» jammerte Vater Spruyt noch tagelang, und erst als ihm verschiedene Regierungsstellen den Verlust doppelt und dreifach ersetzt hatten, gewann er seine Fassung zurück. Ausserdem hatte er noch das Fleisch von der Kuh.

Das Radio in der Kantine war an diesem 10. Mai ständig umlagert. Bekanntmachungen, Warnungen und Nachrichten jagten einander, und in regelmässigen Abständen wiederholte der Sprecher die Proklamation der Königin Wilhelmina: «Ich und meine Regierung werden auch jetzt unsere Pflicht erfüllen. Erfüllen Sie die Ihre!»

Deutsche Fallschirmjäger kämpften schon in der Umgebung von Den Haag, Leiden und Rotterdam, manche in holländischen Uniformen. Unablässig warnte das Radio vor der sogenannten ‚Fünften Kolonne‘, im Lande lebenden Deutschen oder holländischen Nazis, die mit dem Feind gemeinsame Sache machten. Die Berichte gaben uns ein Gefühl der Unsicherheit und des allgemeinen Misstrauens. Es schien, als ob unsere Armee mehr gegen Verräter als gegen die deutsche Wehrmacht zu kämpfen habe.

Schon in diesen ersten Stunden stellte sich heraus, dass der Krieg ganz anders verlief, als wir es uns

vorgestellt hatten. Es gab überhaupt keine festen Fronten, und die ‚Wasserlinie‘, auf die wir uns verlassen hatten, war jetzt, da das Land von Westen her aufgerollt wurde, völlig sinnlos.

Zwischendrin wurden aber auch einige gute Nachrichten verlesen. «Der niederländische Oberbefehlshaber gibt bekannt . . .», und wir hörten voll Freude, dass niederländische Grenztruppen vier deutsche Panzerzüge vernichtet hatten, dass Dutzende deutscher Flugzeuge abgeschossen worden waren und unsere tapferen Truppen überall Gefangene machten. Gerüchte besagten, dass die französische Armee von Süden her mit Panzern im Anmarsch sei und die Royal Air Force jeden Augenblick über den Niederlanden eintreffen könne.

Auffallend war der Respekt, den Eddie bei seiner Truppe genoss. Anfangs hatten ihn die Männer nicht sehr gemocht, weil sie seine Anordnungen für übertrieben hielten. Jetzt aber befolgten sie jeden seiner Befehle ohne Murren, und keiner dachte mehr im Traum daran, ihn hinter seinem Rücken ‚Eddie-Boy‘ zu nennen. Eine seiner besten Eigenschaften, in brenzligen Situationen kaltes Blut zu bewahren, zahlte sich nun aus. Eddie verliess seinen Posten keinen Augenblick, behielt die Übersicht, wenn andere in Panik gerieten, und kehrte gegenüber ängstlichen und verzweifelten Soldaten nicht den Vorgesetzten heraus, sondern versuchte, sie freundschaftlich zu beruhigen.

Gleich am Morgen war der allgemeine Verdunklungsbefehl ergangen, und so fuhr ich am Nachmittag nach Amsterdam, um für die ganze Truppe Taschenlampen zu kaufen. Ausserdem schaute ich einen Sprung bei meinen Eltern vorbei, die zutiefst deprimiert waren, weil mein Vater sein Lebenswerk, die ‚International Textiles‘, vernichtet sah.

Nach Weltkrieg, Inflation, Wirtschaftskrise, Macht-
ergreifung der Nazis, Judenverfolgung und Emigra-
tion machte nun abermals ein ‚historisches Ereignis‘
seine Lebensplanung zunichte.

Auch in Weesperkarspel hatte sich die Stimmung
bei meiner Rückkehr verdüstert. Eddie versuchte
aus dem Zentraldepot Munitionsnachschub herbei-
zutelefonieren, obwohl sein militärischer Auftrag
– der Schutz des Flughafens Schiphol – mittlerweile
gegenstandslos geworden war. Die gewaltigen
Rauchfahnen, die von dort herüberwehten, zeigten
an, dass die Flugzeughallen in Brand standen und
wahrscheinlich viele Militärflugzeuge vernichtet
worden waren.

Inzwischen tat auch die ständige Warnung vor
Spionen ihre Wirkung. Es tauchte der finstere Ge-
danke auf, dass die deutsche Frau unseres Tankwar-
tes nur darum immer so freundlich gewesen war,
weil sie den Soldaten Informationen hatte entlocken
wollen. Bevor die Männer ‚das Gesetz in die eigenen
Hände nähmen‘ und ihr Hass zu gross würde, fuhr
Eddie darum persönlich zur Tankstelle und über-
zeugte das Ehepaar, sich in den Schutz der Behör-
den von Amsterdam zu begeben. Sicherheitshalber
stellte er ihnen ein Armeefahrzeug und einen Solda-
ten als Fahrer zur Verfügung.

Gegen Abend übergab er das Kommando seinem
Stellvertreter Leutnant de Groot, der mit seinen
Männern während des Tages in der nahegelegenen
Viehfutterfabrik ein paar Stunden ausgeruht hatte.

Erschöpft schleppten wir uns den Kanal entlang
zur Fabrik de Gaasp und freuten uns auf eine Nacht
im Stroh; aber die sehr netten Verwalter gaben uns
wider Erwarten sogar ein Zimmer mit einem rich-
tigen Bett. Als ich am nächsten Morgen erwachte,
war Eddie schon wieder bei der Flak.

An diesem Vormittag sah Amsterdam total verändert aus. Obwohl es Samstag war, gab es keine Marktstände oder Blumenhändler, und die Stadt wirkte wie ausgestorben. Meine Eltern waren womöglich noch niedergeschlagener als am Tag vorher, und mein Vater war den Tränen nahe, denn ein ganz junger Mitarbeiter der ‚I. T.‘ war in den ersten Kriegsstunden gefallen. Als ich ankam, war gerade der Fotograf Badrian zu Besuch, der leichtsinnigerweise einer Freundin zuliebe aus Brasilien zurückgekommen war und dem man deutlich ansah, wie sehr er diesen Schritt bereute.

Das Radio lief ständig und brachte eine Katastrophenmeldung nach der anderen: «Späher des Luftwaffendienstes melden Landungen deutscher Fallschirmjäger bei . . .», und es folgte eine Reihe von Ortsnamen, die ich noch nie gehört hatte. Dann kam die Nachricht des Oberkommandos, dass die Flughäfen Valkenburg, Ypenburg und Ockenburg zurückerobert seien, obwohl man bisher noch gar nicht gehört hatte, dass die Deutschen sie besetzt hätten.

«Wo bleiben bloss die Engländer?» fragte ich, als von Kämpfen bei Waalhaven, südlich von Rotterdam, die Rede war. Badrian warf mir einen mitleidigen Blick zu. Er schien die Hoffnung auf Hilfe längst aufgegeben zu haben.

«Ich muss nach Rotterdam», entfuhr es mir plötzlich. «Ich hole Pässe, Geld und Kleidung, damit wir aufs Schlimmste vorbereitet sind!»

«Du bist wohl völlig verrückt geworden», ärgerte sich mein Vater. «Da kommst du doch niemals durch! Rund um Rotterdam wird gekämpft, und du wirst doch nicht dein Leben für ein bisschen Geld und ein paar Kleider aufs Spiel setzen!»

«Ich werde Fien fragen, ob sie mitkommt», be-

harrte ich auf meinem Entschluss. «Wenn sie dabei ist, kann mir nichts passieren.»

Fien Krelage, meine Nachfolgerin bei 'International Textiles', war ein resolutes und zuverlässiges Mädchen, und wir verstanden uns besonders gut. Obwohl mein Vater nicht dafür war, rief ich sie an. Sie war sofort einverstanden, und wir verabredeten uns für den nächsten Vormittag um zehn.

Danach fuhr ich zur Flakstellung zurück. In der guten Stube der Spruyts erzählte ich Eddie, was ich vorhatte, und er gab mir recht. Wir mussten mit der eventuellen Kapitulation und einer Besetzung des Landes durch die Deutschen rechnen. In diesem Fall hiess es, so schnell wie möglich aus Holland verschwinden, und dafür brauchten wir Pässe und Geld. Ich musste also auf jeden Fall in unsere Rotterdammer Wohnung.

Am nächsten Morgen holte ich Fien zu Hause ab. «Für den Notfall» hatte mir Eddie eine Pistole in die Falten des aufgeklappten Verdecks gesteckt.

Schon am Stadtrand von Amsterdam wurden wir das erste Mal von der Militärpolizei angehalten. «Sagen Sie mal ‚Scheveningen‘, wurde uns befohlen.

Blitzschnell kam Fien mir zuvor; aber auch ich brachte, ohne die Spur eines deutschen Akzents, ein makelloses S-che-veningen hervor, und wir durften weiterfahren.

Das Spiel wiederholte sich alle 10 Kilometer, bis wir in der Ferne die Lackfabrik Sikkens sahen, die kurz vor Leiden liegt. «Jetzt haben wir die Hälfte geschafft», sagte ich gerade hoffnungsvoll, als vor uns eine Strassensperre auftauchte, die nur von Militärfahrzeugen passiert werden durfte. Ich versuchte hinter zwei Armeelastwagen durchzuschlüpfen, aber da stellte sich ein Leutnant mitten auf die Strasse und stoppte mich.

«Halt! Sehen Sie nicht, dass Sie hier nicht weiterfahren dürfen?»

«Warum nicht?» fragte Fien unschuldig.

«Weil hier gekämpft wird!»

In einiger Entfernung hörten wir Schüsse.

«Flughafen Valkenburg», murmelte Fien.

Nach längeren Verhandlungen durften wir in einen Feldweg einbiegen und auf eigenes Risiko weiterfahren.

Zwischen Wassergräben und weidenden Kühen rumpelten wir durch die Gegend, ohne zu wissen, wo wir waren. Als die Schüsse etwas leiser wurden, versuchten wir, uns an Hand der Landkarte zu orientieren. Aus der letzten halben Stunde hatten wir die Lehre gezogen, dass wir Hauptstrassen und Flugplätze meiden mussten, und so tüftelten wir einen Weg aus, der uns um Leiden herumführen sollte, um dann auf Seitenstrassen weiter nach Bleiswijk zu gelangen, von wo aus es schnurgerade nach Rotterdam ging.

Das war ein guter, aber leider unausführbarer Plan, weil wir immer wieder auf Militärposten stiessen, die uns in eine andere Richtung dirigierten.

Einmal bekam ich es sogar mit der Angst zu tun, als uns drei Soldaten anhielten, kräftige Burschen, die sich der Wichtigkeit ihres Auftrags voll bewusst waren.

«Papiere!»

Zum xten Mal fischte ich meinen Führerschein aus der Tasche.

«Wo fahren Sie hin?»

«Nach Rotterdam!»

«Sagen Sie mal ‚Scheveningen‘.»

«Wonach sucht ihr eigentlich?» fragte ich ungeduldig.

«Nach Waffen!»

«Na, Prost Mahlzeit! Jetzt sind wir dran!» dachte ich. Da hilft nur noch Frechheit! – «Hört mal, ihr seid die zehnte Streife, die unsern Wagen auseinandernimmt», schwindelte ich. «So kommen wir ja niemals nach Rotterdam!»

Merkwürdigerweise überzeugte sie das, und sie liessen uns weiterfahren.

Die Orientierung wurde immer schwieriger. Anhand von Kirchtürmen und Mühlen versuchten wir zu erraten, wo wir waren. In der Ferne sahen wir ein Dorf mit hohen Bäumen und einem Kirchturm und nahmen an, es sei Bleiswijk. Wir bogen in ein kurvenreiches Strässchen ein und wurden gleich nach der ersten Biegung von einer Streife gestoppt.

«Wo wollen Sie hin, meine Damen?»

«Nach Rotterdam!»

Der Mann schüttelte den Kopf. «Um die ganze Stadt herum wird gekämpft. Hier ist absolut kein Durchkommen! Sie müssen umkehren!»

Fien und ich sahen uns verzweifelt und enttäuscht an und nickten uns zu. Dann wendete ich, und wir fuhren den langen Weg nach Amsterdam zurück, nicht ohne immer wieder angehalten zu werden und ‚S-ch-eveningen‘ sagen zu müssen. In den Dörfern sassen die Bauern in der Sonntagstracht vor ihren Häusern, und mir fiel ein, dass es ja Pfingsten war.

Die deutsche Invasion war noch keine zwei Tage alt, und schon hatten wir uns an das ferne Donnern der Kanonen, das bedrohliche Brummen der Flugzeuge und an die aufgeregten Stimmen im Radio mit ihren widersprüchlichen Nachrichten gewöhnt.

Als ich am nächsten Morgen durch die Stellung ging, erschrak ich über das Riesenloch im Deich. Gestern war es nur ein kleiner Durchbruch gewesen, aber jetzt war die Befestigung auf einer Länge

von vielen Metern weggespült und der Polder war zu einem See geworden. Auf der Weespertrekvaart erschien ein Schlepper mit einem Kahn, der mit Sand und Steinen beladen war und als ‚Füllung‘ in das Loch hineinmanövriert werden sollte. Das gelang aber nicht, weil die Strömung den Kahn immer wieder abtrieb. «Typisch holländisch», dachte ich. «Krieg oder Frieden – ein Loch im Deich muss gestopft werden, weil Deiche heilig sind!»

Von der Front kamen inzwischen hoffnungsvolle Berichte. Die deutschen Fallschirmjäger waren auf den Flugplätzen in Südholland eingekreist worden und die ‚Grebbeinie‘, von der ich noch nie etwas gehört hatte, hielt stand. Die Franzosen standen angeblich bereits in Noord-Brabant. Aber die Nachricht, die wir so sehnsüchtig erwarteten – von der Ankunft der Engländer in unserem Land oder wenigstens ihrer Präsenz in der Luft –, blieb aus.

Mittags fuhr ich nach Amsterdam, um meine Freundin Marie-Hélène zu sehen. Sie und ihre Eltern saßen wie verschreckte Vögelchen in ihrer Wohnung, ohne zu wissen, was sie tun sollten. Wie die meisten jüdischen Familien hatten sie zwar ihre Koffer gepackt, ohne jedoch konkrete Reisepläne zu haben. Marie-Hélène versuchte, Ju Heymans zu erreichen, aber niemand wusste, wo er steckte. «Wenn er uns doch hier rausholen und nach England fliegen könnte!» Wir lachten beide über diese Idee. Das wäre genau das Richtige für Ju!

Den ganzen Abend setzte ich Eddie zu, dass ich nach Rotterdam müsse, um Geld und Pässe zu holen. «Hör auf!» sagte er, allmählich ungeduldig werdend. «Du weißt doch, dass du nicht durchkommst. Warten wir ein paar Tage!»

«Ja, bis die Deutschen kommen!» höhnte ich.

Er gab schliesslich nach und hatte zudem die fabelhafte Idee, mir am nächsten Tag einen Soldaten mitzugeben. «Du fährst am besten mit Sergeant Sacré», sagte er, «das ist ein waschechter Rotterdamer, der sich in der Umgebung auskennt und ausserdem sein Mädchen in Rotterdam hat!»

Am nächsten Morgen gab die Regierungspressestelle die niederschmetternde Nachricht bekannt, dass Königin Wilhelmina und die Regierung das Land mit unbekanntem Ziel verlassen hätten. Wir waren wie gelähmt und fühlten uns verraten und im Stich gelassen. Wofür sollten wir jetzt noch kämpfen? Unsere letzten Reste von Mut und Hoffnung schmolzen wie Schnee an der Sonne. Nun war es umso wichtiger, nach Rotterdam zu kommen.

Um zehn fuhren wir los – ich am Steuer und Sacré in Uniform neben mir! Bei jeder Strassensperre schwenkte er den schriftlichen Reisebefehl, den Eddie ihm ausgestellt hatte, so dass wir gut vorankamen, ohne dass der Wagen durchsucht wurde und wir ein einziges Mal S-cheveningen sagen mussten.

Als wir uns der Lackfabrik vor Leiden näherten, mussten wir, wie schon zwei Tage zuvor, von der Strasse runter, und ein Sergeant gab uns den Rat, nach links abzubiegen. Ein paar Kilometer weiter landeten wir in einer Militärkolonne, die sich buchstäblich meterweise voranquälte. Ich drückte nervös auf die Hupe, aber die völlig erschöpften Soldaten und Pferde reagierten überhaupt nicht.

«Wo wollt ihr hin?» rief Sacré einem Soldaten zu.

«Nach Overschie, die Deutschen vertreiben!» war seine zynische Antwort.

Je weiter wir vorankamen, desto mehr verdunkelte sich der Himmel. «Das muss Rotterdam sein», sagte Sacré. «Die Stadt brennt!»

«Unsinn! Wahrscheinlich sind ein paar Öltanks in Pernis getroffen worden», antwortete ich.

Plötzlich kamen uns Hunderte von Menschen mit Koffern und vollgestopften Kissenbezügen entgegen. Einige schoben turmhoch beladene Kinderwagen, viele andere zogen Handkarren hinter sich her.

«Zurück, zurück!» schrie ein Mann. «Die Deutschen kommen!»

Ich versuchte im Schritt-Tempo weiterzufahren, aber es war ganz ausgeschlossen, gegen den Flüchtlingsstrom anzukommen. Sacré stieg aus, um bei einer Gruppe von Soldaten, die vergeblich versuchte, Ordnung in das Durcheinander zu bringen, die Lage zu erkunden. Ein paar Minuten später war er zurück. «Wir müssen umkehren. Die Deutschen sind tatsächlich in Overschie, und Rotterdam ist eben bombardiert worden.»

«In Rotterdam steht kein Haus mehr!» schrie einer der Flüchtlinge, und wie zur Bestätigung seiner Worte wurden die Rauchwolken immer grösser und schwärzer.

«Unsinn, wie kann er das wissen», sagte ich, nicht bereit, mein Vorhaben aufzugeben. «Lassen wir uns doch nicht verrückt machen! Die Leute sind doch alle kopflos vor Panik!»

Sacré blieb zwar höflich, bestand nun aber ganz entschieden darauf, dass wir umkehrten. «Ich habe die Verantwortung für Sie, und der Hauptmann würde mir niemals verzeihen, wenn Ihnen etwas passierte!»

Mir blieb also nichts übrig, als den Wagen zwischen all den Flüchtlingen zu wenden und abermals unverrichteter Dinge zurückzufahren.

Als wir zur Flakstellung zurückkamen, empfing uns Eddie mit der Nachricht: «Habt ihr schon gehört? Holland hat kapituliert!»

Abends um acht verfolgten wir in der Kantine die Radioansprache von General Winkelman: «Wir mussten die Waffen niederlegen, weil wir keine andere Wahl hatten . . . Rotterdam wurde heute Nachmittag von der deutschen Luftwaffe bombardiert und hat die Schrecken des totalen Krieges erleben müssen. Um anderen Grosstädten dasselbe Schicksal zu ersparen ...»

Nur wer inmitten kämpfender Soldaten eine Kapitulation erlebt hat, kann das blanke Entsetzen und die abgrundtiefe Hoffnungslosigkeit verstehen, die ein Land erfasst, das sich einem übermächtigen Angreifer auf Gedeih und Verderb ausliefert. Als nach der Ansprache des Generals der ‚Wilhelmus‘, die niederländische Nationalhymne, ertönte, standen die Männer da und weinten.

UNTER DEUTSCHER HERRSCHAFT

Nach der Radiorede sassen Eddie und ich in Mutter Spruyts guter Stube und stocherten lustlos in unserm Essen herum. Man konnte Mutter Spruyt ansehen, dass sie geweint hatte.

«Am besten fahren wir heute Abend noch nach Ijmuiden und versuchen, auf ein Schiff nach England zu kommen», entschied Eddie.

In der Kantine rief er alle Männer zusammen, um ihnen unseren Entschluss mitzuteilen.

«Ihr wisst, dass meine Frau und ich jüdisch sind», erklärte er ihnen. «Wir wollen nicht den Nazis in die Hände fallen, wir wollen weiter für unser Vaterland kämpfen. Das können wir nur, wenn wir Holland so schnell wie möglich verlassen. Darum müssen wir uns jetzt von Euch verabschieden!»

Eddie gab jedem die Hand und bedankte sich für den Einsatz; dann ging er in sein Büro, um Zivilkleider anzuziehen. Er warf einen letzten Blick auf die vertraute Umgebung: den alten Schreibtisch, die Karten an der Wand, die nutzlos gewordenen Aktendeckel; leise schloss er die Tür hinter sich, und wir gingen zum Ausgang.

Dort standen zwei Soldaten in Hab-Acht-Stellung und präsentierten das Gewehr. Zwischen ihnen wartete Sergeant Verhulst mit einem kleinen Geldbeutel in der Hand.

«Herr Hauptmann», sagte er, «dies ist der letzte Gruss Ihrer niederländischen Kameraden. Wir wissen, warum Ihre Frau nach Rotterdam wollte. In diesem Beutel ist unsere Kantinenkasse und dazu noch ein bisschen Geld, das wir gesammelt haben. Kommen Sie wohlbehalten nach England!»

Ich war so überwältigt, dass ich ihm um den Hals fiel. Noch heute bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich an diesen Abschied und die Anständigkeit dieser Männer denke.

Bevor wir nach IJmuiden fuhren, verabschiedeten wir uns von meinen Eltern in Amsterdam. Vater und Mutter sassen still zusammen. Sie hatten uns bereits erwartet. Unser Plan, die Niederlande zu verlassen, überraschte sie also nicht. «Gott beschütze dich, Bärchen», sagte mein Vater leise und strich mir über das Haar.

Im nächtlichen Hafen von IJmuiden wartete eine grosse Menschenmenge. Alle versuchten, sich irgendwie zu orientieren. Wilde Gerüchte machten die Runde. «Der Hafekommandant hat den Befehl erhalten, alle Schiffe zu versenken! – Erst morgen fährt wieder ein Schiff! – Nein, ein Schiff liegt zum Auslaufen bereit!»

Zwischen den Fischerbooten entdeckten wir einen Trawler mit laufendem Motor. «Das muss es sein!» sagte Eddie und packte einen jungen Mann am Arm, der am Kai herumstand und dem Treiben zuschaute.

«Willst du mein Auto haben?» Eddie hielt ihm die Autoschlüssel vors Gesicht. Der Beschenkte war nicht mal erstaunt. In dieser Katastrophennacht war schliesslich alles möglich. «Gerne», sagte er; Eddie gab ihm die Autoschlüssel und erklärte ihm, wo unser Citroën stand. Dann schlossen wir uns einer Gruppe von Leuten an, die gerade aufs Schiff ging. Die meisten hatten Koffer oder Bündel bei sich; andere, wie wir, waren mit leeren Händen gekommen, aber allen sah man den hastigen Aufbruch an. Später hörten wir von Leuten, die ihr ganzes Mobiliar kurz und klein geschlagen und ihre alkoholi-

schen Vorräte vernichtet hatten, damit sie nicht den Deutschen in die Hände fielen – was sie am nächsten Tag, als sie unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren mussten, bitter bereuten. Auch an Bord flogen die Mutmassungen und Gerüchte hin und her. «Jeden Augenblick geht's los. Der Motor läuft ja schon! – Der Kapitän wartet noch auf die Auslaufgenehmigung des Hafenkommendanten. – Zwischen den Molen liegt ein Wrack. Das muss erst geräumt werden. – Die Deutschen haben den Hafen vermint. Wir kommen nicht mehr raus.»

Zwar waren der Kapitän und ein Matrose von Bord gegangen, «aber solange der Motor noch läuft, besteht Hoffnung», sagte ich mir.

Inzwischen verging die Zeit, und immer mehr Menschen kamen an Bord, so dass wir eng zusammenrücken mussten. Obwohl das Schiff ganz still lag, hatte ich das Gefühl, seekrank zu werden. Um ein bisschen frische Luft zu schnappen, bahnte ich mir den Weg zur Reling und konnte mich dabei kaum auf den Beinen halten. Kein Wunder, die Trossen, die vor einer Stunde noch lose um die Poller lagen, hatten sich wie Gitarrensaiten gespannt, und das Schiff lag schief im Wasser. Auf der Seite, auf der ich stand, ragte die Gangway gerade noch knappe zehn Zentimeter über die Wasseroberfläche.

«Der Kahn fährt nie ab», sagte Eddie, als ich ihm die Bescherung zeigte. «Und wenn er abfährt, verlaufen wir mit Mann und Maus. Los, wir verschwinden von hier.»

Kaum hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen, trafen wir unter einer Strassenlaterne den jungen Mann, der unsere Autoschlüssel hatte. «Wir reisen nun doch nicht ab», sagte Eddie. «Kann ich vielleicht mein Auto wiederhaben?»

«Schade, ich hatte es noch gar nicht gefunden.»
Enttäuscht gab er uns die Autoschlüssel zurück.
«Pech gehabt!»

Unschlüssig liefen wir noch ein Weilchen im Hafen herum und hofften auf ein Wunder, aber nichts geschah. «Geben Sie es auf», sagte der Eigentümer eines Fischerbootes. «Die Marine hat am Hafenausgang Schiffe versenkt und die Fahrinne gesperrt. Hier kommt niemand mehr raus. Das letzte Schiff war vor drei Stunden eine Fregatte mit 75 Kindern.»

Erst später erfuhren wir die Geschichte dieses letzten Schiffes.

Am Nachmittag des 14. Mai hatte eine Frau Wijsmuller-Meijer jüdische Kinder aus Amsterdamer Waisenhäusern zusammengeholt und mit Bussen nach IJmuiden gebracht. Dort verlangte sie vom Oberbefehlshaber der Marine ein Kriegsschiff, um die Kinder in Sicherheit zu bringen. Anfänglich weigerte er sich, aber schliesslich gab er ihrem Drängen nach, worauf Frau Wijsmuller einen erbitterten Kampf mit dem Hafekommandanten ausfechten musste, um die Erlaubnis zum Auslaufen des Schiffes zu erhalten. Selber ging sie nicht mit an Bord.

Tatsächlich hat dieser Transport England unbeschadet erreicht, und die Kinder waren in Sicherheit.

Mittlerweile war es nach Mitternacht, und wir entschieden uns, erst mal in die Viehfutterfabrik ‚de Gaasp‘ nach Weesperkarspel zurückzukehren. Das gestern noch so freundliche Ehepaar war plötzlich kühl und distanziert. «Verstehen Sie mich richtig», sagte die Frau, «ich habe nichts gegen Juden, aber jetzt, wo die Deutschen hier sind, müssen wir auf unsere Kinder Rücksicht nehmen. Heute können Sie hier noch mal schlafen, aber morgen muss ich

Sie bitten, sich eine andere Bleibe zu suchen.» Wir waren viel zu müde, um mit ihr zu streiten. Zum ersten Mal spürten wir die Furcht unserer eigenen Landsleute, Juden einen Dienst zu erweisen.

Ein paar Stunden später sassen wir deprimiert im Auto und fuhren nach Rotterdam. Schon einige Kilometer vor der Stadt schlug uns ein unerträglicher Geruch entgegen. Bomben hatten das Vorratslager der Van-Nelle-Fabriken zerstört und Tausende von Zentnern Kaffee in Brand gesetzt. Die Verwüstung der Innenstadt kann ich nicht beschreiben, und selbst wenn ich es könnte, würde sich kein Leser auch nur ein annähernd wirklichkeitsgetreues Bild davon machen können. Mit Guernica, Warschau und Coventry stand Rotterdam in der ersten Reihe jener Städte, die von Hitlers Luftwaffe ‚ausradiert‘ wurden, und es konnte die Opfer wenig trösten, dass am Ende auch Berlin, Köln und Dresden auf die gleiche Weise zugrunde gingen.

Nahezu betäubt von Elend und Gestank, gelangten wir zum Haus meiner Schwiegereltern, das unbeschädigt geblieben war, weil es ein paar hundert Meter hinter dem Gürtel der allgemeinen Verwüstung lag. Auch unsere eigene Wohnung war intakt, und alles stand noch genauso da, wie wir es verlassen hatten.

Die Fabrik hingegen war ein schwelender Trümmerhaufen, aus dem nur noch der verkohlte Fahrstuhlschacht aufragte. Die komplette Einrichtung mit fast allen Maschinen war von zusammenbrechenden Mauern und Betondecken zerschmettert worden, und an der Stelle, wo der Fuhrpark gewesen war, fand sich auch unser ausgebrannter Bugatti, mit dem wir ein Jahr zuvor durch Nordafrika gereist waren.

«Wir müssen ganz von vorne anfangen», sagte Eddie, und ich merkte plötzlich, dass er in diesen fünf Kriegstagen sichtlich gealtert war. «Gott sei Dank, dass die Eltern in Amerika sind und keine Ahnung davon haben, wie es hier aussieht!» sagte er.

Bei der Suche nach Verwandten und Freunden stellte sich heraus, dass Onkel Maurits in der Nacht, in der Königin Wilhelmina das Land verlassen hatte, Selbstmord beging. Tante Ans blieb mit den beiden Söhnen Ellis und Leo zurück, die später nach Auschwitz deportiert wurden. Nur Ellis hat es überlebt. Tante Ans wurde 1945 als ‚lebendes Skelett‘ aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen befreit.

Unser Freund Ju Heymans war spurlos verschwunden. Erst später stellte sich heraus, dass er am Abend des 14. Mai nach Schiphol gefahren war, wo er zwischen den ausgebrannten Flugzeugen einen halbwegs flugtüchtigen Fokker-Jäger entdeckte, mit dem er in die Richtung auf England entwand.

Nachdem wir uns monatelang mit den Unbequemlichkeiten des Hausbootes abgequält hatten, fanden wir es ganz angenehm, wieder in unserer eigenen Wohnung zu sein, aber das Vergnügen war doch erheblich getrübt. Tagsüber ärgerten wir uns über die deutschen Uniformen auf der Strasse, und die Nacht verbrachten wir wegen der ständigen Bombenalarme im Keller. Besonders in hellen Nächten war die Maas ein guter Wegweiser für die englischen Piloten, deren Ziel es war, Brücken, Eisenbahnverbindungen sowie SS-Hauptquartiere mit ihren für sie wichtigen Dokumenten und Registern zu vernichten. Eines Nachts wurde die Eisenbahnbrücke über der Maas von einer Bombe getroffen. Ich dachte, die Welt gehe unter!

Übrigens waren unsere Ohren im Allgemeinen so an das Brummen der Flugzeuge gewöhnt, dass wir es schon hörten, bevor die Alarmsirenen zu heulen begannen.

Das bedeutete für uns, schnell sich anziehen und in den Keller verschwinden. Eingezwängt zwischen Bewohnern der anderen 4 Etagen, hörten wir auf das Geschützfeuer der deutschen Flak und das Pfeifen der englischen Bomben. Nach der Entwarnung kletterten Eddie und unser Nachbar Zahnarzt de Beer aufs Dach, um nachzusehen, ob dort Brandbomben gefallen waren.

Gleich in den ersten Tagen nach unserer Rückkehr begann Eddie mit dem Wiederaufbau der Fabrik. Der technische Betriebsleiter und einige Werksangehörige hatten noch während des Luftangriffs ein paar Nähmaschinen und Dampfpressen aus dem Brand retten können. Im Haus meiner Schwiegereltern wurde ein provisorisches Büro eingerichtet, wo der Sekretär meines Schwiegervaters Geschäftspapiere ordnete und einige weibliche Angestellte die vom Löschwasser verdorbenen Schnittmusterbögen wieder aufbügelten. Eddie mietete das oberste Stockwerk im Gebäude der Holland-Amerika-Linie und richtete dort die Produktionsräume ein. Der grosse, schwere Dampfkessel wurde ausserhalb montiert und die Rohre, die den Dampf zum Bügelarm führten, konnten provisorisch am seitlichen Giebel befestigt werden. Neue Nähmaschinen und Pressen wurden aufgestellt. Die Zulieferbetriebe verhielten sich sehr kulant und gaben langfristige Kredite. Fabriken in Tilburg lieferten Kammgarnstoffe, Futterstoffe kamen aus Twente, und nach sechs Wochen konnte die Produktion wieder aufgenommen werden.

Eines Tages fragte mich eine Freundin, ob ihre Amsterdamer Gesangslehrerin, Suze Luger, die zweimal wöchentlich am Konservatorium in Rotterdam Unterricht gab, bei uns übernachten könne, weil in Rotterdam alle Hotels zerstört waren. Wir halfen natürlich gerne. Ein paar Tage später bekam ich einen Telefonanruf, nicht von Suze Luger, sondern vom Direktor des Rotterdamer Konservatoriums. «Frau Hertzberger, Frau Luger kann heute nicht kommen, ich erwarte Sie jedoch zum Vorsingen.»

«Wie bitte, ich, vorsingen? Das muss ein Irrtum sein. Ich habe Frau Luger ein Zimmer angeboten.»

«Nein, nein. Ich habe gehört, dass Sie eine schöne Stimme haben. Kommen Sie nur.»

Die ‚Einquartierung‘ sollte für mein künftiges Leben eine grosse Rolle spielen, denn durch Suze Luger bekam ich Gelegenheit, meine Stimme auszubilden. Fortan gab sie mir regelmässig Unterricht, und damit begann meine spätere Karriere als Sängerin.

«An die Arbeit!» lautete die Parole, die ganz Holland zu beflügeln schien, und die zensierten Zeitungen spornten diese Arbeitslust entschieden an. Man konnte bei ihren Berichten und Kommentaren das Gefühl bekommen, Kapitulation und Besetzung des Landes seien ein unbedeutender Zwischenfall, über den das normale Alltagsleben problemlos hinweggehen könne. In Wirklichkeit war seit dem 10. Mai nichts normal. Allein in Rotterdam waren über tausend Betriebe verwüstet; es gab kein Benzin mehr; die vorhandenen Rohstoffe wurden nach Deutschland abtransportiert, und die nächtliche Ausgangssperre legte alle Unternehmen und öffentlichen Dienste lahm, die sonst rund um die Uhr gearbeitet hatten.

Von der Front kam eine Hiobsbotschaft nach der anderen: zuerst die Kapitulation Belgiens und Frankreichs, dann in Dünkirchen das Desaster der britischen Armee, auf die wir all unsere Hoffnung gesetzt hatten, und schliesslich die unaufhaltsamen Erfolge Hitlers, die vielen Menschen Mut und Hoffnung raubten.

Unter diesen Aspekten erschien das Ausweichen der Königin nach England plötzlich in einem ganz anderen Licht. In Holland wäre sie zweifellos zur Marionette der Nazis geworden, während sie in London eine Exilregierung bilden und für die Befreiung des Landes und seinen Wiederaufbau nach dem Krieg arbeiten konnte.

Mit Abscheu und ohnmächtiger Wut sahen wir die Siegesparade der deutschen Armee in Amsterdam – eine arrogante Demonstration militärischer Stärke, wie es sie in den Niederlanden vorher niemals gegeben hatte. Das endlose Vorbeidonnern von Panzerfahrzeugen und im Stehschritt marschierenden Truppen verfehlten aber letztlich wohl die Wirkung. Nicht Furcht und Verzagtheit bemächtigte sich der Menschen, sondern Verachtung und abgrundtiefer Hass. Fast niemand glaubte daran, dass Deutschland den Krieg gewinnen könne, und fast alle freuten sich über die geringfügigsten Zeichen der Verweigerung und des Ungehorsams.

Der erste Akt öffentlichen Widerstandes fand am 29. Juni 1940 statt, dem Geburtstag des Prinzen Bernhard. Da das Hissen der holländischen Flagge verboten war, hatte sich mit einer Flüsterkampagne die Idee herumgesprochen, an diesem Tag – nach dem Vorbild des Prinzen – eine weisse Nelke im Knopfloch zu tragen. Die N.S.B.ler – die holländischen Nazis – versuchten, den Menschen die Blumen abzureissen. Aber in weiser Voraussicht hatten

viele ihre Nelke mit einer Rasierklinge kombiniert, so dass am nächsten Tag mancher Nazi mit verbundenen Händen herumliefe.

Im Übrigen versuchte man so zu tun, als ob es die Besatzungsarmee gar nicht gäbe. Wer einem deutschen Soldaten auf der Strasse oder in einem Laden begegnete, blickte an ihm vorbei oder durch ihn hindurch oder wendete sich einfach ab.

Das war natürlich schwierig, wenn so einer plötzlich vor der Wohnungstür stand. Meine Mutter erschrak furchtbar, als eines Tages ein junger deutscher Soldat bei ihr auftauchte. Erst nach einigen Minuten und lebhaften Erklärungen des jungen Mannes erkannte sie einen ihrer Berliner Neffen, der von seinem Vater den Rat bekommen hatte: «Geh zu Tante Klara und lass dir von ihr sagen, wie man in alliierte Kriegsgefangenschaft kommt.» Leider konnte meine Mutter ihm da nicht helfen, denn das hätte sie selber nur allzu gerne gewusst.

Einer der bevorzugten Aufenthaltsorte der Deutschen war das Hotel ‚Huis ter Duin‘, wo meine Schwiegereltern ihr übliches Sommerzimmer gebucht und im Voraus bezahlt hatten. Da uns das Hotel das Geld nicht zurückerstatten und wir die Buchung nicht verfallen lassen wollten, zogen wir statt ihrer ein. Wir gingen mehrmals am Tag schwimmen und versuchten, die uniformierte Gästeschar zu ignorieren. Das gelang uns auch ohne Schwierigkeit – mit der Ausnahme eines Abends, als sich im Speisesaal der Reichskommissar für die Niederlande, Seyss-Inquart, mit seiner Entourage in unserer allernächsten Nähe plazierte. Da blieb uns der Bissen im Hals stecken, und vermutlich wäre auch ihm der Appetit vergangen, wenn er geahnt hätte, dass er in ‚nicht-arischer‘ Gesellschaft dinierte.

Wir gewöhnten uns an vieles, was uns in normalen Zeiten völlig unerträglich erschienen wäre: an den Brandgeruch, der monatelang aus den Trümmern aufstieg, an den Leichengestank, wenn die Keller bombardierter Häuser geöffnet wurden, an die Verdunklung, die das Radfahren während der Herbst- und Winterabende lebensgefährlich machte. Sogar Taschenlampenbatterien gab es bald nicht mehr, so dass die Firma Philips die sogenannte ‚Kneifkatze‘ auf den Markt brachte, eine hübsche kleine Taschenlampe mit Handdynamo, die zum Symbol jener Jahre geworden ist. Woran wir uns allerdings nicht gewöhnten, waren die immer bösarigeren Schikanen gegen die Juden: zuerst deren Entlassung aus dem Staatsdienst, dann auch aus dem Wirtschaftsleben. Überall wurden Schilder angebracht: «Juden unerwünscht!» Ab Januar 1941 durften wir nicht mehr in Kinos, Konzerte und Theater gehen. Der Zugang zu allen öffentlichen Einrichtungen wie Museen, Bibliotheken, Restaurants, Stränden, Parkanlagen und Schwimmbädern war uns verboten. Es war uns nicht einmal erlaubt, Mitglied eines Bridge- oder Schachklubs zu sein.

Anfang 1941 musste Eddie aus der eigenen Fabrik ausscheiden, weil sie ‚arisiert‘ wurde. Für ein Weilchen konnten wir diese Massnahme noch mit einem Trick unterlaufen, denn meine Eltern hatten sich pro forma scheiden lassen, und meine ‚arische‘ Mutter wurde zur neuen Fabrikdirektorin ernannt. Aber dann reichte auch das nicht mehr aus, und die Besatzungsbehörden setzten einen deutschen Verwalter ein, der zum Glück kein Nazi war. In Deutschland hatte er vor dem Krieg eine britische Textilfirma vertreten, verstand also etwas vom Fach und leitete die Fabrik, so gut es unter den Umstän-

den ging. Als Eddie sogar Hausverbot bekam, meinte der deutsche Verwalter mit vielsagendem Blick: «Ich sehe Euch schon aus Holland verschwinden!» – was eher als gut gemeinte Empfehlung, denn als Drohung zu verstehen war.

Nachdem sich die Besatzungsmacht völlig etabliert hatte und absoluter Herr der Lage war, wurden die Zustände immer bedrohlicher. Im Januar mussten wir zum Einwohnermeldeamt, um uns ein grosses J in den Personalausweis stempeln zu lassen. Das hiess, wir waren nun vogelfrei, und jeder Beamte und Polizist konnte uns als Juden erkennen und aus den lächerlichsten Anlässen festnehmen. Einmal entgingen wir diesem Schicksal nur um Haaresbreite, als wir auf dem Fahrrad durch das verdunkelte Rotterdam fuhren, wobei Eddie lenkte und ich auf dem Gepäckträger sass. Das war für alle zwar verboten, aber für uns Juden ein Verbrechen. Der Schutzmann, der uns erwischte, erteilte uns einen barschen Verweis, fragte aber Gott sei Dank nicht nach unseren Papieren.

Im Februar begannen die ersten Deportationen, nachdem holländische Nazis im Amsterdamer Judenviertel Krawalle provoziert hatten, die die Besatzungsmacht ‚zwangen‘, ‚Ruhe und Ordnung‘ wiederherzustellen und ‚arische‘ Bürger vor ‚jüdischen Belästigungen‘ zu schützen. Dabei wurden ganze Strassenzüge hermetisch abgeriegelt und Hunderte von wahllos verhafteten Einwohnern nach Mauthausen und Buchenwald verschleppt. Diese brutalen Razzien lösten den sogenannten ‚Februar-Streik‘ aus, bei dem sich Zehntausende von Niederländern dem Besatzungsregime in einer spontanen Aktion widersetzen.

In Amsterdam-Zuid, wo meine Eltern wohnten,

wurde ich an einem Sonntagmorgen selbst Zeugin einer solchen Razzia. Deutsche Soldaten unter der Führung eines Gestapo-Beamten zerrten eine jüdische Familie aus deren Haus, wobei die Frau und die Kinder vor Angst wimmerten, während der Vater sie zu beruhigen versuchte. Als die weinende Frau ihre Handtasche verlor, durfte sie sie nicht einmal aufheben, sondern wurde von den brüllenden Soldaten auf den Lastwagen geprügelt. Angesichts dieses grauenhaften Schauspiels erstarrten die Passanten, und man konnte auf ihren Gesichtern die bange Frage lesen, wann sie selbst wohl an die Reihe kommen würden.

Glücklicherweise hatte mein Vater Freunde, die ihn vor geplanten Razzien warnten, so dass er dann ausser Haus schlief oder sich tagelang versteckt hielt. Bei all diesen Aufregungen bekam er jedoch eines Tages einen Herzinfarkt und musste zu Hause von meiner Mutter gepflegt werden. Dies war eine doppelt lebensgefährliche Situation, und es ist mir immer noch schleierhaft, woher meine Mutter die Kraft und die Kaltblütigkeit nahm, zu alledem noch einen fremden ‚Untertaucher‘ in einem Mansardenzimmer zu verstecken und zu verpflegen. Denn zu den vielen Gefährdungen, denen wir ohnehin ausgesetzt waren, kam noch die der Denunziation. Man fühlte sich vor seinen eigenen Nachbarn nicht mehr sicher.

Eines Vormittags klingelte es an unserer Haustür. Über die Sprechanlage meldete sich eine barsche Männerstimme mit der Aufforderung: «Machen Sie auf. Wir müssen Ihre Vorräte kontrollieren!» Solche Kontrollen waren üblich, weil das Hamstern von Lebensmitteln verboten war. Wie der ‚Zufall‘ es wollte, hatten wir ein paar Tage vorher unsere Sommervorräte vom Segelboot geholt und in den Keller

gebracht, denn wir hatten sowieso keine Lust mehr zum Segeln und konnten ausserdem die Konserven zu Hause besser gebrauchen.

Bevor ich den Türöffner drückte, warf ich unserem Dienstmädchen den Kellerschlüssel zu und rief: «Schnell, Diny, machen Sie irgendwie den Keller leer!» Während die Kontrolleure mit dem Fahrstuhl nach oben fuhren, raste Diny die Treppe hinunter, und ich zwang mich zu einem möglichst unbefangenen Lächeln. Mit einem «Was sein muss, muss sein!»

liess ich die beiden Männer in die Wohnung, führte sie durch alle Zimmer und öffnete bereitwillig Schubladen und Schränke, wobei ich die Sorgfalt in Person war, denn jede Minute, die ich für Diny herauschinden konnte, war kostbar. Endlich kam die Frage nach unserem Keller; ich nahm einen Schlüsselbund vom Brett und fuhr mit den beiden hinunter. An der Kellertür stellte ich ‚überrascht‘ fest, dass ich den falschen Schlüssel mitgenommen hatte, wunderte mich über meine Zerstretheit und bat dann die beiden Kontrolleure, doch vor der Kellertür zu warten, während ich oben den richtigen Schlüssel hole. Bevor die Männer reagieren konnten, war ich schon wieder im Fahrstuhl auf dem Weg nach oben. Dort erwartete mich bereits Diny mit dem richtigen Schlüssel und der beruhigenden Nachricht: «Alles bestens! Frau de Beer hat die Sachen in ihren Keller genommen!» In Nullkommanichts war ich wieder unten, wo sich die Kontrolleure nun von der Richtigkeit meiner Prophezeiung überzeugen konnten, dass sie auch nicht einen Krümel von irgendetwas Essbarem finden würden. Mit der entschuldigenden Bemerkung «Na, da wollte Ihnen wohl einer eins auswischen!» zogen sie sich schliesslich zurück.

Im Juni 1941 ordnete die deutsche Besatzungsbehörde an, dass alle Gegenstände aus Zinn, Blei, Kupfer und Nickel abzuliefern seien, um sie für die Rüstungsindustrie zu verwenden. Unser Klempner, der die deutschen Besatzer zutiefst hasste, wandte seine berufliche Fingerfertigkeit an. Er baute in seinem Keller ein dickes fingiertes Abflussrohr, sammelte bei seinen Kunden sämtliche abzuliefernden Gegenstände ein und versteckte sie in seinem Rohr.

Für den Fall einer Razzia hatten sich die meisten unserer Freunde in ihrer Wohnung ein Versteck eingerichtet. In vielen Rotterdamer Häusern liess sich der Hohlraum oberhalb der Schiebetür zwischen Wohn- und Esszimmer gut dafür benützen, und man hoffte, dass die Deutschen diese architektonische Besonderheit holländischer Häuser nicht kannten.

Wie unzuverlässig dieses Versteck war, zeigte die Bemerkung eines kleinen Nachbarjungen, der seinen Vater in Anwesenheit einiger Gäste plötzlich fragte: «Papi, wenn die Deutschen mich suchen, darf ich dann da oben reinklettern?»

In unserer Wohnung hatten wir ein Versteck hinter dem in der Ecke stehenden elektrischen Kamin. Er konnte vor- und zurückgeschoben werden und besass den Vorteil, dass man ihn vom Hohlraum dahinter verriegeln konnte. Zum Glück mussten wir diesen Unterschlupf nur einmal benutzen.

Eines Abends sassen wir mit einem befreundeten Ehepaar zusammen und spielten Bridge, als es ziemlich stürmisch an der Haustür klingelte. So spät hatte das meistens nichts Gutes zu bedeuten, und Eddie verschwand sofort hinter dem Ofen. Ich trug rasch die überzählige Teetasse in die Küche; die

Gäste schoben die Kartenhäufchen zusammen und spülten die Blätter des Bridgeblocks in der Toilette hinunter, denn da zum Bridge vier gehören, waren die Zettel lebensgefährlich. Im letzten Moment wurde noch der Hund, der vor dem Kamin hätte wedeln können, ins Schlafzimmer gesperrt, und erst dann nahm ich das Haustelefon ab.

«Wer da?» fragte ich.

«Ich bin der Untermieter von Dr. de Beer und habe meinen Hausschlüssel vergessen», sagte eine harmlose Männerstimme. «Könnten Sie mir bitte öffnen?»

Nachträglich stellte sich heraus, dass der späte Heimkehrer keineswegs so harmlos war, wie in der ersten Erleichterung angenommen. Er hatte sich bei unsern Nachbarn unter falschem Namen eingemietet und war der Verräter van der Waals, ein holländischer Nazi, der sich in Widerstandsgruppen einschlich und viele Landsleute ans Messer lieferte. Dr. de Beer hatte auf Veranlassung dieses Untermieters Eddie einmal gefragt, ob er nicht bereit wäre, Waffen für den Rotterdamer Widerstand zu verstecken, was Eddie, der sofort Verdacht schöpfte, Gott sei Dank ablehnte. Van der Waals wurde nach dem Krieg in Rotterdam zum Tode verurteilt und 1950 in Scheveningen hingerichtet.

DURCH DIE MASCHEN DES NETZES

Seit der Nacht von Ijmuiden versuchten wir alles Mögliche, um aus Holland herauszukommen. Theoretisch bestand zwar die legale Möglichkeit, in ein neutrales Land auszureisen, zum Beispiel nach Südamerika, aber dazu brauchte man nicht nur das Visum des betreffenden Landes, sondern auch ein Durchreisevisum für Spanien und Portugal, denn nur von dort fuhren noch Passagierschiffe ab.

Eddie und ich verbrachten Stunden auf den Konsulaten südamerikanischer Länder, und es gelang uns sogar, Visa für Chile und Haiti zu bekommen, aber als wir damit zu den Spaniern und Portugiesen kamen, verweigerten sie uns das Transitvisum, weil uns die deutsche Ausreisegenehmigung fehlte. Und um die zu beantragen, waren wir nicht lebensmüde genug. In unserer Verzweiflung planten wir sogar, mit einem Boot die Nordsee zu überqueren, was immerhin der kürzeste Weg in die Freiheit gewesen wäre. Vorsichtig erkundigte sich Eddie bei Freunden und Bekannten nach Adressen von vertrauenswürdigen Bootsbesitzern und führte in Ijmuiden und Scheveningen auch immer wieder Gespräche. Aber jedesmal, wenn wir dachten, jetzt könnte es klappen, kam in letzter Minute irgendetwas dazwischen: ein Sturm oder eine deutsche Patrouille, oder der Schiffseigentümer verlor ganz einfach die Courage. Rückblickend war das vielleicht unser Glück, denn viele Menschen, die sich auf die Nordsee hinauswagten, sind dort umgekommen.

Das ganze Jahr 1941 war vergangen, und wir wollten schon die Hoffnung aufgeben, als an einem eisigkalten Januarmorgen 1942 Lou Meitze bei uns

auftauchte, ein nervöser junger Mann aus Den Haag, der auf den ersten Blick einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machte. Er rauchte eine Zigarette nach der anderen, sprach wie ein Maschinengewehr und schaute dauernd hinter sich, als ob ihm die Gestapo schon auf den Fersen wäre. Trotzdem ging eine gewisse Autorität von ihm aus, denn alles, was er uns erzählte, leitete er mit der ersten Person Plural ein, wohinter sich eine seriöse Untergrundorganisation zu verbergen schien. Weil Eddie Reserveoffizier war, den die holländische Exilregierung in London gut gebrauchen konnte, waren diese ‚Wir‘ bereit, uns auf geheimen Wegen in die Schweiz zu lotsen und von dort später nach England zu bringen.

Wann das sein werde, konnte Lou Meitze jedoch nicht sagen. Es könne Wochen dauern, vielleicht sogar Monate; auf jeden Fall werde er uns eine Woche vorher anrufen und uns die nötigen Instruktionen geben.

Gleich nach diesem Besuch, den übrigens einer von Eddies Onkeln zustande gebracht hatte, begannen wir mit den Vorbereitungen. Nach und nach brachten wir Silber, Wäsche und Lebensmittel zu meinen Eltern nach Amsterdam – ein mühseliges Unterfangen, weil wir jedesmal nur einen kleinen Koffer mitnehmen konnten, um in der Eisenbahn nicht aufzufallen.

Als wir eines Abends wieder mal an der Centraal Station angekommen und in ein Taxi gestiegen waren, wurde plötzlich die Wagentür aufgerissen und eine Stimme rief: «Gepäckkontrolle!» Wie schon erwähnt, konnte es unangenehme Konsequenzen haben, mit gehamsterten Lebensmitteln erwischt zu werden, und wenn man noch dazu ein ‚J‘ im Pass hatte, bedeutete das die sichere Deportation.

«Wir kommen aus Rotterdam und sind jede Nacht bombardiert worden», wisperte ich mit kläglich-licher Stimme (und für meine Verhältnisse ziemlich geistesgegenwärtig). «Wir wollen nichts anderes, als nur mal bei meinen Eltern ausschlafen, denn für heute Nacht ist schönes Wetter angesagt, und dann geht der Tanz wahrscheinlich wieder los!» Kommentarlos wurde die Wagentür zugeschlagen, und erst da sah ich auf meinen Schuhen eine weisse Schicht von Mehl, das aus dem Koffer geriesel-let sein musste. Wir hatten mal wieder Glück gehabt.

Auf der Rückfahrt nach Rotterdam trafen wir im Zug Eddies Cousin Jacques van Beever. «Bist du etwa auf dem Weg zu uns?» fragte ich ihn überrascht. «Nein, ich soll mich heute bei der Rotterdamer Gestapo melden», antwortete er. «Wahrscheinlich hat mich jemand angezeigt, weil ich im Geschäft Hitler-Witze erzählt habe.» Jacques schien die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen. Auf dem Bahnsteig verabschiedeten wir uns und wünschten ihm toi-toi-toi. «Wenn du ohnehin in der Stadt bist, komm doch nachher zum Abendessen», luden wir ihn noch ein. «Gerne! Bis später dann!» sagte Jacques und verschwand in der Menge. Überflüssig zu sagen, dass wir vergebens auf ihn warteten. Einige Monate später bekamen seine Eltern die Todesnachricht aus Mauthausen.

Hätten wir Jacques Schicksal geahnt, wäre Eddie wahrscheinlich untergetaucht, als auch er eines Tages eine Vorladung von der Gestapo bekam. Der Grund dafür war uns klar. Ich hatte vormittags im Haus meiner Schwiegereltern einige ihrer persönlichen Gegenstände zusammengepackt, um sie ihnen nach Amerika zu schicken, als es plötzlich an der Haustür klingelte. Draussen standen fünf deutsche Offiziere, die das Haus besichtigen und requirieren

wollten. Als sie sich das Zimmer ansahen, in dem ich gerade packte, fragte einer von ihnen mit scharfer Stimme: «Was soll denn das hier?»

«Ich bin nur dabei, ein paar alte Sachen zu ordnen», antwortete ich – eine Auskunft, die ihn nicht sehr zu befriedigen schien. Sein Gesicht sprach jedenfalls Bände.

Ein paar Stunden später kam prompt die Aufforderung von der Gestapo, Eddie solle sich sofort melden. Ich wollte ihn zwar zurückhalten, aber er sagte: «Ich habe ein reines Gewissen, mir kann gar nichts passieren!» und ging hin.

Als er nach einer Ewigkeit zurückkam – in Wirklichkeit war eine knappe Stunde vergangen –, sagte er schmunzelnd: «Sie wollten nur wissen, was wir aus dem Haus geholt haben. Ich habe ihnen die Wahrheit gesagt, und damit waren sie zufrieden.» Der Umgang mit den Besatzern war wie ein Russisches Roulette. Wieder einmal hatten wir Glück gehabt, aber der Argwohn der Gestapo war geweckt, und man beobachtete uns von nun an mit Argusaugen. – Wenn doch endlich Lou Meitze etwas von sich hören liesse!

Vorsorglich begannen wir mit unseren Abschiedsbesuchen bei Verwandten und Freunden, ohne jedoch etwas von unseren Plänen zu erzählen. Wie sehr hatten sich all diese Menschen seit dem Beginn des Krieges verändert. Unser Freund Gerhard Badrian zum Beispiel. Seit seine Eltern deportiert worden waren, glühte er förmlich vor Hass auf die Nazis. Es war ihm gelungen, sich eine SS-Uniform zu besorgen, und da er gross, blond und blauäugig war und als Berliner keine Schwierigkeiten mit dem preussischen Kommandoton hatte, wurde ihm der SS-Offizier ohne Weiteres abgekauft. In dieser Ver-

kleidung befreite er zum Tode verurteilte Widerstandskämpfer aus der Hand der Gestapo und überfiel das Amsterdamer Meldeamt, um kompromittierende Akten zu vernichten und Stempel und Blankoformulare von Personalausweisen mitzunehmen, so dass untergetauchte Flüchtlinge mit (echtem) Papier versorgt werden konnten. Seine Tollkühnheit schreckte vor keinem noch so riskanten Unternehmen zurück, bis er verraten und am 30. Juni 1944 in einem Feuergefecht mit der Gestapo erschossen wurde. An der Stelle, wo das geschah, in der Amsterdamer Rubensstraat, erinnert heute ein Gedenkstein an ihn.

Im Gegensatz zu uns, machte meine Freundin Marie-Hélène kein Geheimnis aus ihren Fluchtplänen. «Ich habe die Adresse von einem Arzt in Paris, der uns vielleicht helfen kann, nach Südamerika zu kommen», erzählte sie. «Warum kommt ihr nicht einfach mit?»

Nur zu gerne hätten wir ihr von Lou Meitze erzählt, aber da er uns zu strikter Geheimhaltung verpflichtet hatte, hielten wir den Mund. Im übrigen dünkten mich Marie-Hélènes Aussichten weit besser als unsere eigenen, denn dieser Pariser Arzt schien – im Gegensatz zu unserem nervösen Lou – eine sehr vertrauenswürdige Person zu sein.

Tatsächlich suchten Marie-Hélène und ihre Mutter diesen Dr. Petiot auf, und er erweckte bei ihnen den Eindruck, als stünde ihrer Emigration nach Südamerika nichts im Wege. Am Tag der vermeintlichen Abreise mussten sie mit allen Papieren und Wertsachen bei ihm erscheinen, um sich gegen Tropenkrankheiten impfen zu lassen. Mit diesen Injektionen ermordete er sie – und im Laufe der Zeit weitere 37 Menschen, deren Leichen er in seinem

Keller verbrannte. Entdeckt wurden die Verbrechen am 16. März 1944, als Nachbarn sich bei der Polizei über den unerträglichen Geruch beschwerten, der aus Petiots Haus kam. Als die Polizei ihn mit erdrückenden Mordindizien konfrontierte, leugnete er nicht, sondern behauptete, für die Résistance gearbeitet und das Leben einiger Gestapoagenten ausgelöscht zu haben. Der Prozess gegen ihn fand erst 1946 statt. Da Petiot die Herkunft seines riesigen Vermögens nicht erklären konnte und sich anhand bei ihm gefundener Koffer die Identität seiner Opfer zweifelsfrei nachweisen liess, wurde er zum Tod durch die Guillotine verurteilt. Seine letzten Worte vor der Hinrichtung waren: «Ce n'est qu'un moment a passer . . .»

Als am 7. März 1942, dem Morgen unseres dritten Hochzeitstages, das Telefon läutete, wusste ich, noch bevor ich den Hörer abnahm, dass es Lou Meitze war. «Wie nett von Ihnen, an unserm Hochzeitstag anzurufen», sagte ich, und er antwortete schlagfertig: «Ja, Sie gehen doch nächste Woche auf eine verspätete Hochzeitsreise. Darf ich deswegen morgen mal bei Ihnen vorbeikommen?»

«Aber gerne, wir erwarten Sie zum Mittagessen.»

Am nächsten Tag händigte uns Lou einen grossen gelben Briefumschlag mit belgischem und französischem Geld aus und gab uns ausführliche Weisungen für unsere Reise. Etwas unsicher fragte ich, was das denn alles koste, weil ich von exorbitanten Summen gehört hatte, die Fluchthelfer gemeinhin forderten. «Wir sind eine militärische Organisation und nur für Angehörige der Armee zuständig», antwortete Lou. «Ihr bezahlt nur Eure wirklichen Kosten.»

Am Freitag, den 13. März, zogen wir die Tür unserer Wohnung für immer hinter uns zu. Das Datum, das für viele ein schlechtes Omen gewesen wäre, empfanden wir als Glückstag. Mit unserer Foxhündin Grace, die instinktiv spürte, dass etwas Besonderes vor sich ging, fuhren wir nach Amsterdam, um die Nacht bei meinen Eltern zu verbringen. Obwohl wir uns alle so normal wie möglich gaben, schwangen in jedem Satz die bangen Fragen mit, die uns unausgesetzt beschäftigten: Würden wir uns jemals wiedersehen? Würde es gelingen, unbemerkt über drei Grenzen zu kommen? Sahen die gefälschten Papiere echt genug aus? Würde meine Mutter mit all den Taufscheinen ihrer Eltern, Grosseltern und Urgrosseltern meinen geliebten Vater retten können? Ich hatte das Gefühl, ihre Berliner Kodderschmauze werde dabei mehr zuwege bringen als all ihre Ariernachweise, und als wir uns nach einer schlaflosen Nacht am nächsten Morgen verabschiedeten, sagte ich: «Mutter, bitte keine Tränen! Wir wollen es uns nicht schwerer machen als nötig.» Meine beiden Eltern waren sehr tapfer. Die Eile, in der wir waren, erleichterte uns den Abschied.

Im morgendlichen Berufsverkehr fuhren wir mit der Linie 24 zur Centraal Station und hofften, wie alle anderen Pendler auszusehen. Wer mich jedoch genauer betrachtete, dem musste meine unförmige Gestalt auffallen. Weil wir keine Koffer mitnehmen durften, hatte ich drei Kleider übereinandergezogen, darüber meinen Pelzmantel und darüber noch Eddies weiten Regenmantel. Ich fühlte mich wie eine Tonne. Zu allem Überfluss begann in der Strassenbahn eines meiner drei Paar Strümpfe zu rutschen, so dass ich trotz der ernstesten Situation lachen musste. Wenn mich eine meiner eleganten Freundinnen so hätte sehen können!

Mit angestrenzter Harmlosigkeit setzten wir uns in den Zug nach Roosendaal und nahmen von dort den Bus nach Bergen-op-Zoom. Soweit ging alles gut!

Von Bergen-op-Zoom aus mussten wir mit einem anderen Bus weiter nach Putte fahren, ins streng kontrollierte Grenzgebiet gegen Belgien. Als wir an der Haltestelle warteten, fielen mir zwei junge Männer auf – der eine in einem hellen, der andere in einem dunklen Regenmantel –, die gelegentlich zu uns herüberschauten.

«Nicht hingucken», sagte ich zu Eddie, «da sind zwei Männer, die uns beobachten!» Nach einer Weile schaute Eddie lässig über die Schulter, aber in dem Moment kam gerade der verspätete Bus, so dass wir keine Zeit hatten, in Panik zu geraten. Schon an der nächsten Haltestelle stiegen zwei Deutsche in Zivil ein und kontrollierten die Ausweise. Wir kamen gut durch, obwohl Eddie seinen Personalausweis dreimal umdrehen musste, bevor sein Daumen auf das verräterische ‚J‘ passte. Und dabei hatten wir das zu Hause stundenlang geübt.

Unsere Anweisung lautete, eine Station vor der Grenze auszusteigen. Wir zählten also die Haltestellen, aber als es soweit war, gab der Fahrer Gas und fuhr einfach durch. Erst als das Wort ‚Douane‘ auftauchte, verlangsamte er die Fahrt wieder und hielt schliesslich direkt vor dem Zollgebäude an. «Das geht schief!» dachte ich. «Die haben die letzte Station absichtlich überschlagen.»

Alle Businsassen, mit uns etwa dreissig Leute, begaben sich in das Gebäude und stellten sich in langer Schlange an. Da das Überschreiten der belgischen Grenze während der Besatzungszeit streng verboten war, wurden hier nur Leute abgefertigt, die ganz unmittelbar an der Grenze wohnten oder

dort einen Besuch abstatten wollten. Um diese sehr gründliche Kontrolle zu umgehen, hätten wir eine Station vorher aussteigen sollen, denn wer durch sein Äusseres bei den Zöllnern den Verdacht erregte, weitergesteckte Reiseziele zu haben, wurde augenblicklich verhaftet. Zwar hatten wir nur winzige Reisetaschen bei uns, aber in meiner steckte immerhin das gelbe Kuvert mit dem belgischen und französischen Geld. «Wenn sie das finden», hatte Lou gesagt, «ist eure Reise schon zu Ende.»

Ich musste mir also schnell etwas einfallen lassen. Vorsichtig drehte ich mich zur Seite, nahm den Umschlag heraus und steckte ihn in die tiefe Tasche von Eddies Regenmantel, den ich immer noch anhatte. Als ich an der Reihe war, fragte einer der Zöllner ziemlich barsch: «Was haben Sie in Ihren Manteltaschen?»

«Oh, nichts Besonderes!» sagte ich mit vorgetäuschem Gleichmut und zog zum Beweis aus der linken Tasche einen Schal, und die rechte, in der der Umschlag steckte, stülpte ich frech so weit heraus, dass dieser verdeckt blieb. Mit übertriebener Bereitwilligkeit wollte ich auch noch meine Reisetasche öffnen, aber da winkte der Zöllner mürrisch ab.

Mittlerweile hatte einer seiner Kollegen Eddies Leica entdeckt und wurde misstrauisch. «Wo fahren Sie überhaupt hin?» wollte er wissen. «Zum Friedhof!» antwortete Eddie, Lous Instruktionen befolgend.

Zwei Minuten später standen wir mit schlotternden Knien wieder draussen und holten erst mal tief Luft. Dann schlugen wir, wie abgesprochen, den Sandweg zum Haus der Familie van Niftrik ein. Vor uns gingen die beiden jungen Männer mit den langen Regenmänteln, und hinter uns näherte sich der barsche Zöllner, der anscheinend Feierabend hatte,

auf seinem Fahrrad. Als er uns einholte, lächelte er ganz freundlich und wünschte «Gute Reise!», so als wollte er sagen: «Glaubt bloss nicht, dass ich nicht genau weiss, wer ihr seid und wo ihr hinwollt!»

Vermutlich hatte er mich beim Verstecken des Kuverts beobachtet und wollte mich durch sein unfreundliches Verhalten vor seinen Kollegen schützen.

Nach etwa zehn Minuten erreichten wir das Landhaus der van Niftriks, wo die beiden jungen Männer schon vor der Tür standen und eine kleine Frau von etwa vierzig Jahren ihnen gerade öffnete. Sie hatte rabenschwarzes Haar und dunkle, energische, aber sehr liebe Augen. «Kommt schnell herein! Wir haben euch schon erwartet!» sagte sie mit flämischem Akzent. Hinter ihr im Flur stand ihr Mann, einen Kopf grösser als sie und etwas älter. Die beiden jungen Männer stellten sich als Jan Streef und Chris Klaver vor. «Und ich bin Tante Betty», sagte Frau van Niftrik, «und das ist mein Mann, Onkel Job.» Offenbar war ihr daran gelegen, ihren Nachnamen nicht zu verwenden. Etwas später kamen auch ihre erwachsenen Kinder dazu, eine Tochter und ein Sohn, die in alles eingeweiht waren. Die ganze Familie tat so, als sei unser Besuch die alltäglichste Sache der Welt, was auf uns eine ausserordentlich beruhigende Wirkung hatte.

Wir setzten uns alle um einen grossen runden Tisch, und während Tante Betty das Essen servierte, teilte Onkel Job abgegriffene belgische ‚Eenzelvigheidskaarten‘ aus, Personalausweise, in die die Passfotos, die wir Lou Meitze gegeben hatten, eingefügt worden waren.

Eddie und ich versuchten, das Gespräch in Gang zu halten, während Jan und Chris auffällig schweig-

sam waren. Chris hatte blondes Haar und einen kleinen Schnurrbart. Seine Fingernägel waren zu scharfen Spitzen zugefeilt und Mittel- und Zeigefinger braun von Nikotin. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, als Eddie sagte: «Wir wussten nicht, ob wir an der Bushaltestelle Angst vor euch haben sollten.»

«Und wir vor euch, denn ihr habt so auffällig nach uns geschaut!»

«Habt ihr schon viele Leute über die Grenze gebracht?» wollte ich von Tante Betty wissen.

«O ja, hier ist ein ständiges Kommen und Gehen», antwortete sie ganz ruhig.

Viele Jahre später gestand sie mir, welche Höllenangst sie jedesmal ausstand, wenn Flüchtlinge kamen, und dass sie ständig damit rechnete, von den Deutschen entdeckt zu werden. Für diesen Fall hatte die Familie unter dem Keller für Onkel Job, der als Familienoberhaupt am gefährdetsten war, ein Versteck gebaut, in dem er es mit Notrationen einige Zeit hätte aushalten können. – An diesem Spätnachmittag aber merkte man ihnen von diesen Sorgen nichts an.

Als die Dämmerung einsetzte, gab Onkel Job, der ein bisschen schwerhörig war und sich darum kaum an der Tischunterhaltung beteiligt hatte, seine Anweisungen für den Grenzübertritt. «Die Deutschen sind dabei, die Grenze mit Stacheldraht zu sichern; es gibt noch ein Schlupfloch: das ist unser Nachbarhof, der zur Hälfte auf holländischem und zur Hälfte auf belgischem Gebiet steht. Der Stacheldraht reicht zwar unmittelbar bis an die Gebäude heran, aber die kann man ja zum Glück nicht teilen. Wenn ihr also durch die Scheune geht, habt ihr die Grenze hinter euch. Schaut euch aber vorher genau die belgischen Ausweise an und prägt euch euern

neuen Namen, die Adresse, das Geburtsdatum und den Geburtsort gut ein. Wenn ihr danach gefragt werdet und euch irrt, seid ihr geliefert!»

Bevor wir aufbrachen, entledigte ich mich noch meiner Zwiebelschalen von übereinandergesogenen Kleidern und Strümpfen, die mich auf dem ganzen Weg behindert hatten, und erst als ich diesen Ballast los war, fühlte ich mich wirklich reisefertig. Als es dunkel wurde, schaute Onkel Job auf die Uhr und sagte: «Gleich gehen die Deutschen zum Essen, dann ist die Luft rein. In zehn Minuten etwa ist es soweit!» Dann gab er uns die Adresse einer Familie van Dülken in Antwerpen und erklärte uns, wie wir dorthin kämen. Wir wiederholten seine Anweisungen mehrmals, schüttelten uns danach alle die Hände, und Onkel Job machte das Licht im Korridor aus. In der Dunkelheit hörte ich, wie Tante Betty Jan zuflüsterte: «Pass gut auf Chris auf.»

Die Haustür öffnete sich geräuschlos, und im Gänsemarsch folgten wir Onkel Job in die Nacht hinaus. Einziger Orientierungspunkt war die glühende Zigarette, die er in der hohlen Hand auf dem Rücken hielt. «Wir sind da», hörte ich ihn nach wenigen Augenblicken, und mit einem Quietschen, das man meinem Gefühl nach meilenweit hören konnte, öffnete er das Scheunentor. Wir tasteten uns durch die nach Heu und Stroh duftende Dunkelheit, und als wir auf der andern Seite wieder den Sternenhimmel sahen, waren wir in Belgien. Mit Händedruck und Schulterklopfen überliess uns Onkel Job unserem Schicksal, und wir machten uns auf den Weg nach Antwerpen.

Die gepflasterte Strasse, die wir bald darauf erreichten, führte direkt zur Endstation der Strassenbahn. Sekundenlang wurde die Situation brenzlich, als der Lichtstrahl eines Suchscheinwerfers über uns

hinweghuschte, aber dann sahen wir schon die Haltestelle und den wartenden Strassenbahnwagen. Nach Onkel Jobs Anweisungen, stiegen Jan und Chris vorne ein, Eddie und ich setzten uns nach hinten, und schliesslich, als noch zwei andere Passagiere eingestiegen waren, fuhr die Bahn ab. Eddie schaute auf die Uhr: Es war punkt halb elf.

Das verdunkelte Antwerpen war zu dieser Stunde wie ausgestorben. Trotzdem fanden wir ohne grosse Mühe am Italielai das Haus der Familie van Dülken.

Auch hier wurden wir bereits erwartet. Wenige Stunden vorher hatte sich noch ein anderer Flüchtling aus Holland eingefunden, ein gewisser Jan Somer aus Breda, der mit uns zusammen in die Schweiz reisen sollte. Er war sehr nervös und aufgeregt, und dazu hatte er allen Grund. Am Morgen war er von einer Reise zurückgekehrt und, entgegen seiner Gewohnheit, nicht zuerst nach Hause gegangen, sondern in sein Büro, wo ihm eine Sekretärin mitteilte, dass zu Hause die Gestapo auf ihn warte. Ohne den Mantel auszuziehen, machte er sich sogleich auf den Weg zu den Fluchtadressen, die er – im Gegensatz zu uns – offenbar schon vorher gekannt hatte, und entledigte sich unterwegs aller Papiere, die ihn hätten belasten können.

Daraus und aus beiläufigen Bemerkungen schlossen wir, dass Jan Somer ein mit allen Details der Untergrundarbeit vertrauter ‚Mann vom Fach‘ war. Als wir ihm erzählten, dass wir kurz hinter der belgischen Grenze von einem Suchscheinwerfer erfasst worden waren, sagte er: «Ja, ja, die Grenztruppen sind in Alarmbereitschaft versetzt worden, aber lebend kriegen die mich nicht!» Vielsagend zog er ein kleines Fläschchen aus der Tasche, zweifellos Gift – die allerletzte ‚Fluchtmöglichkeit‘ hochrangiger Widerstandsleute.

Der nächste Tag war ein Sonntag, den wir mit nervenaufreibendem Warten verbrachten, weil unsere bis ins allerletzte Detail vorbereitete ‚Reise‘ nur im Schutz des werktäglichen Berufs- und Geschäftsverkehrs möglich war. Am Nachmittag erschien der ‚Passeur‘, der uns durch Belgien und Frankreich an die Schweizer Grenze lotsen sollte, um uns genaue Verhaltensmassregeln zu geben. Regel Nummer Eins lautete: ‚Was auch immer geschieht, wir kennen uns nicht!‘

«Halten Sie Abstand voneinander», sagte der ‚Schlepper‘. «Setzen Sie sich im Zug niemals zusammen, und geraten Sie nicht in Panik, wenn Sie mich aus den Augen verlieren. Ich und andere Helfer sind immer da und passen auf Sie auf.»

Am Montagmorgen wurden wir in aller Herrgottsfrühe geweckt und gingen nach dem Frühstück getrennt zum Bahnhof, wo der Passeur schon auf uns wartete. Ohne ein Zeichen des Erkennens, sah er uns an und ging dann zum Zug. Wir folgten ihm. Eddie und ich suchten uns in seiner Nähe einen Fensterplatz. Ich kuschelte mich an Eddie und legte seinen Arm um mich: so konnte ich meine Angst am besten verbergen. Chris und Jan stiegen in ein anderes Abteil, und Jan Somer setzte sich in ihre Nähe. Hierüber war ich sehr froh, denn wenn Schwierigkeiten auftauchen sollten, war es besser, nicht zu den drei schweren Jungs zu gehören.

Gelegentlich blickte ich zu unserm Schlepper hinüber, der aufmerksam in der ‚Gazet van Antwerpen‘ las und sich durch nichts von den Pendlern dieses Frühzuges unterschied. Als wir in den Bahnhof von Namur einfuhren, wartete auf dem Bahnsteig eine Gruppe deutscher Soldaten – ein Anblick, der mir das Herz in die Hose rutschen liess; aber die jungen

Kerle waren viel zu laut und mit ihrem eigenen Gepäck beschäftigt, als dass sie auf Flüchtlingsjagd sein konnten. Mittlerweile versetzte mich jede Uniform in Angst und Schrecken – sogar die des Schaffners, der unsere Billette kontrollierte.

Die Nähe der Grenze kündigte sich dadurch an, dass die Mitreisenden aus Manteltaschen und Aktenmappen ihre Pässe hervorzukramen begannen. Ich hielt meine belgische ‚Eenzelvigheidskaart‘ in der Hand und fragte mich, ob man mit so einem Wisch wirklich nach Frankreich reisen könne. Nervös memorierte ich immer wieder meine Personalien: «Ich bin Charlotte Van Impe, geboren am 24. Mai 1919 in Merksem . . .», wurde aber ruhiger, als ich sah, dass sich die Papiere der Mitreisenden von den unseren äusserlich nicht unterschieden.

Alle Befürchtungen verflogen im Nu, als die französische Grenzpolizei ohne deutsche Begleitung in den Zug stieg und uns nur oberflächlich und routinemässig kontrollierte. – «Weshalb mussten wir uns über gefährliche und dunkle Schleichwege aus den Niederlanden hinausstellen, während die Belgier so mir nichts, dir nichts ihr Land verlassen konnten?» fragte ich mich. (Wie ich später erfuhr, lag der Grund darin, dass Holland von der SS besetzt war, Belgien hingegen von der Wehrmacht.)

Die Nacht verbrachten wir in Nancy, wo Eddie und mir ein Stundenhotel zugeteilt war, dessen «Madame» nicht nach Pässen und Papieren fragte. Zu gerne hätte ich ihr schockiertes Gesicht gesehen, wenn ich ihr erzählt hätte, dass wir verheiratet waren. Wegen des ständigen Kommens und Gehens war an Schlaf natürlich nicht zu denken, und da ich, um jeden Kontakt mit der grauenhaften Bettwäsche zu vermeiden, vollständig angekleidet, mit Handschuhen und einer über den Kopf gezogenen Ka-

puze auf dem Bett lag, machte es uns keine Mühe, das Hotel schon in aller Herrgottsfrühe zu verlassen, noch bevor um sechs die Polizeikontrolle kam.

Am Bahnhof frühstückten wir Kaffee und Croissants und entdeckten auch unsere Reisegefährten, über die wir möglichst gleichgültig hinwegblickten.

Dann fuhr der überfüllte Zug nach Belfort in den Bahnhof ein. Zu meiner Bestürzung stieg unser Passeur in einen Wagen mit der deutschen Aufschrift ‚Nur für Wehrmichtsangehörige‘ und gab uns zu verstehen, ihm zu folgen. «Nett von der Wehrmacht, uns Plätze zu reservieren!» sagte Eddie.

Über unsere eigene Frechheit staunend, wählten wir bequeme Fensterplätze, und da sich die deutschen Soldaten im Nachbarabteil nicht um uns kümmerten, reisten wir beinahe ‚friedensmässig‘ nach Belfort.

Aber gleich nach dem Aussteigen gab es Aufregung. Jan Somer kam auf uns zu und flüsterte: «Ich fürchte, wir werden beschattet! Dieser Kerl dort stand schon gestern auf dem Bahnhof in Namur.»

Der ‚Kerl‘ war ein langer, schlaksiger Mann, der sich gleich wegdrehte, als wir ihn anschauten. Das machte ihn zweifellos verdächtig. Kurz darauf wurden wir von einem fragwürdig aussehenden Typ angesprochen, der sagte: «Messieurs-Dame, ich habe Sie gestern schon in Namur gesehen. Wenn Sie ins unbesetzte Frankreich wollen, kann ich Sie begleiten.» Wir versicherten ihm, dass wir dort keinesfalls hin wollten und wimmelten ihn ab. Obwohl dieser Zwischenfall keine unmittelbaren Folgen hatte, alarmierte er uns, denn wir sahen offenbar keineswegs so unauffällig aus, wie wir gehofft hatten.

In den Bus nach Montbéliard, den wir bestiegen, folgte uns aber niemand, und die Schweissperlen auf der Stirn von Chris verschwanden allmählich wie-

der. In der Tat war die Stirn von Chris ein Gradmesser für die Gefährlichkeit einer Situation.

Wie vorher angekündigt, verabschiedete sich unser Schlepper in Montbéliard mit einem kurzen Blick, und ein junges Mädchen trat auf uns zu, die sich als Louissette vorstellte und uns zum Bus nach Blamont bringen sollte. Selbst stieg sie nicht mit ein, sondern fuhr auf einem Fahrrad hinterher, und da der Bus sehr langsam war, überholte sie ihn. Ungeduldig erwartete sie uns an der Endstation in Gesellschaft eines Einheimischen, der uns auf dem letzten Teil der Reise führen sollte.

Wir hatten ziemliche Verspätung, und da wir zwischen 19 und 21 Uhr die Schweizer Grenze überqueren mussten, weil die Deutschen dann wieder einmal assen, trieb sie uns zur Eile an, bevor sie sich selbst zurück auf den Weg nach Montbéliard machte. Von der Angst gehetzt, es nicht mehr zu schaffen, liefen wir sofort los. Ich hatte nicht einmal mehr Zeit, meine hochhackigen Schuhe aus- und die Wanderschuhe anzuziehen, so dass ich mit kleinen Schritten hinter unserm Führer hertrippeln musste.

In der Dunkelheit gingen wir zurück in die Richtung, aus der wir gekommen waren, bis zum Städtchen Glay. Dort verliessen wir die Hauptstrasse und bogen rechts in einen Feldweg ein, der bis zur Schweizer Grenze führte. Niemand sprach ein Wort. Wir wussten, dass es eigentlich zu spät war; aber der Schlepper zeigte auf einen Hügel und sagte: «Dahinter liegt die Schweiz – nur noch 40 Minuten!»

«Das schaffen wir», keuchte Jan Somer, der von uns allen der Dickste war. «Bloss jetzt nicht schlapp machen!» Es war schwierig, sich in der Dunkelheit nicht aus den Augen zu verlieren. Wir gingen in Abständen hintereinander: vorn der Passeur, dahinter Jan Somer mit Jan und Chris, dann Eddie und

ich, und da der Passeur oft stehenbleiben musste, um zu horchen, prallten wir immer wieder aufeinander. Plötzlich machten die Silhouetten der Vorausgehenden kehrt und kamen zurück. «Les Allemands!» zischte der Passeur. «Vite, vite, cachez-vous!»

Schützendes Dickicht gab es nur rechts, den Hügel hinauf. Also krochen wir aufwärts, fielen hin, rappelten uns wieder hoch und bückten uns gleichzeitig, um ja nicht gesehen zu werden. Eddie zerrte mich hinter sich her, bis zu einer Bodenvertiefung, in die wir uns hinein warfen, die Gesichter zur Erde. Mein Herz schlug bis zum Hals. In einiger Entfernung hörte ich das Anschlagen der Hunde. «Wenn die Viecher uns wittern, ist alles aus!» In meiner Panik wollte ich weiterlaufen, aber Eddie drückte mich gewaltsam auf den Boden. Dazu stiess mir jemand den Ellenbogen so hart in den Mund, dass ich vor Schmerz fast aufgeschrien hätte. Nach der ersten Betäubung stellte ich erleichtert fest, dass meine Zähne noch alle da waren. Dafür hatte ich aber in der Aufregung einen Schuh verloren und begann, mit den Händen danach zu tasten.

Einem geflüsterten «Verdammt, verdammt!» nach zu urteilen, schien ganz in der Nähe noch jemand in Schwierigkeiten zu sein. Es war Chris, der sich mit seinem viel zu langen Regenmantel im Gestrüpp verheddert hatte und aus der Hockstellung heraus versuchte, sich zu befreien.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis das «Allez, vite» des Passeurs ertönte. Während die andern an uns vorbeihasteten, suchte Eddie nach meinem Schuh, fand ihn sogar und überreichte ihn mir mit einem «Los, Aschenbrödel!» Keuchend rannten wir hinter den andern her, um sie nicht zu verlieren. Als wir den Anschluss gefunden hatten, flüsterte mir Jan Somer zu: «Tut es noch immer sehr weh?»

«Aber nein», flunkerte ich, «mir fehlen nur ein paar Zähne.»

Kurze Zeit später meinte der Führer, dass der Pfad, dem wir folgten, nicht sicher genug sei. Wir müssten auf direktem Weg zur Grenze – über den Hügel und durch den Wald. «Allez, allez!»

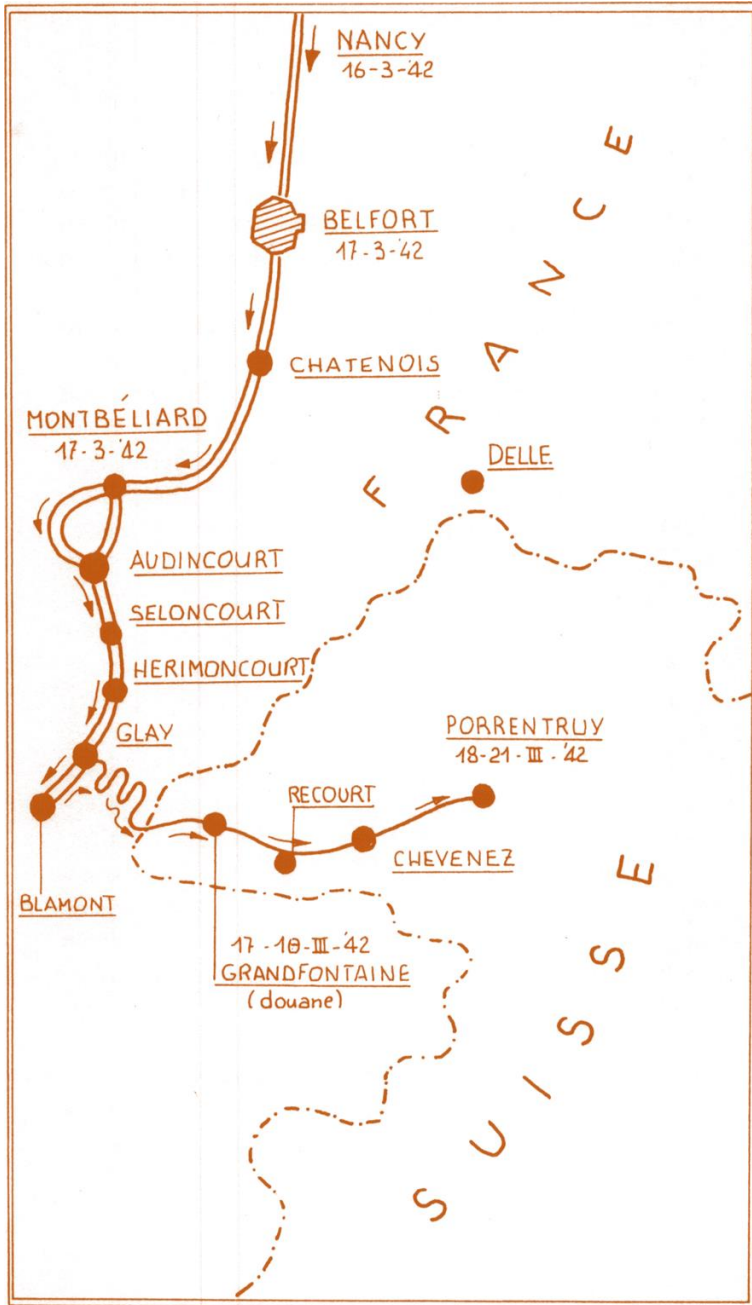
Als Schlusslichter der Gruppe hatten Eddie und ich grösste Mühe, vorwärtszukommen. Der Weg war so glitschig, dass wir uns kaum auf den Füßen halten konnten. Trotzdem überholten wir Jan Sommer, für den es wohl zu schnell und zu steil war. «Ich kann nicht mehr», stöhnte er und war nahe daran, aufzugeben. Chris und Jan packten ihn und zerrten ihn hinauf bis an den Rand einer Wiese, wo der Schlepper schliesslich Entwarnung gab. Erschöpft liessen wir uns ins feuchte Gras fallen und versuchten, wieder zu Atem zu kommen.

Auf der andern Seite, ein paar Steinwürfe entfernt, am Waldrand, lag die Schweiz. Doch der Weg dahin erschien weiter als der, den wir bisher zurückgelegt hatten, denn mittlerweile war der Mond aufgegangen und verwandelte die Wiese in ein gut ausgeleuchtetes Schussfeld.

Nach etwa fünf Minuten piff unser Passeur ein Signal, das auf der andern Seite erwidert wurde.

«Allez-y, seid so leise wie möglich!» Energisch schob er uns auf die Wiese hinaus. «Vite, vite! Bonne chance!»

Meine Beine waren wie aus Blei. Ich fiel vornüber auf den Boden und hatte das Gefühl, nie wieder aufstehen zu können. Aber Eddie zerrte mich am Arm hoch und zog mich in gebückter Haltung durch das Gras. Plötzlich trat aus dem Dunkel des Waldes der Schatten eines Mannes und winkte uns zu. «Keine Angst, Messieurs-Dame», sagte er. «Ich bin Ihr Helfer! Vous êtes en Suisse!»



IN DER SCHWEIZ

Der Mann wies auf das Licht zwischen den Bäumen. «Die Bauern dort werden euch zeigen, wie ihr weiterkommt», sagte er und verschwand auch schon wieder – mit gutem Grund, wie wir bald feststellen sollten.

Der Mond, den wir kurz zuvor noch verflucht hatten, beleuchtete jetzt angenehm unsern Weg, und es war fast Mitternacht, als wir an die Tür des Bauernhauses klopfen.

Obwohl wir in den letzten zwölf Stunden nichts gegessen hatten, spürten wir keinen Hunger. Nur Durst! Unser erstes Glas schweizerisches Wasser schmeckte wie der teuerste Champagner.

«Ich kann es noch nicht fassen!»

«Mein Gott, bin ich froh!»

«Am liebsten möchte ich tanzen!»

Ein jeder von uns machte seinen Gefühlen Luft; nur Chris stand still und mit ernstem Gesicht da.

Damit wir der Schweizer Grenzpolizei nicht in die Hände fielen, zeigte der Bauer uns einen Weg, der den Kontrollposten umging. Aber wir hatten noch keine Ahnung von der fehlerlosen Perfektion der Schweizer Behörden. Die Gendarmen waren über unsere Ankunft schon informiert und hatten Posten aufgestellt, denen wir direkt in die Arme liefen.

In ausgelassener Stimmung schlurften wir hinter ihnen her zum Grenzposten und liessen die kurze Befragung gelassen über uns ergehen. Was konnte uns schon passieren! Wir waren doch jetzt in der freien und neutralen Schweiz!

Die Gendarmen waren sehr nett. In einem Gast-

hof in der Nachbarschaft bekamen wir zu nächtllicher Stunde ein Omelett, frisches Brot, echten Kaffee und ein Glas Milch. Das war unsere Henkersmahlzeit, wie sich herausstellte, denn anschliessend sollten wir ins Gefängnis von Porrentruy gebracht werden. Das heisst, wir sollten dorthin marschieren, da es sich die Schweizer Steuerzahler nicht leisten konnten, Flüchtlinge in Autos spazierenzufahren. Weil wir aber vor Müdigkeit keinen Fuss mehr vor den andern setzen konnten, legten wir unser letztes belgisches und französisches Geld zusammen und leisteten uns ein Taxi.

Aus Gründen der Sittlichkeit brachte mich die Polizei nicht mit den Männern zusammen im Gefängnis unter, sondern in einem Nonnenkloster in der Nachbarschaft. Schade!

Auf dem Dachboden wurde mir ein kleines, holzgetäfeltes Zimmerchen zugeteilt, das – mit Bett, Waschgeschirr, Tisch und Stuhl dürftig möbliert – einer Gefängniszelle nicht unähnlich war. Obwohl die Nonnen sehr lieb waren, behielten sie mich wie Gefängniswärterinnen im Auge und begleiteten mich sogar zur Toilette. Eine von ihnen, Sœur Madeleine, brachte mir regelmässig das Essen, und sobald es auf dem Tisch stand, huschte sie mit einem Nicken und dem Anflug eines Lächelns gleich wieder aus dem Zimmer. Ab und zu versuchte ich, ihr zu erzählen, woher ich kam und was es für uns bedeutete, ‚in Freiheit‘ zu sein, aber sie schaute mich nur mit erstaunten Kulleraugen an und schien keine Ahnung zu haben, was ausserhalb ihrer Klostermauern eigentlich vor sich ging.

Morgens gab es Kaffee, Milch, Brot und Marmelade, und was ich nicht ass, nahm ich für die Männer im Gefängnis mit, die ich nachmittags in Begleitung eines Gendarmen besuchen durfte. Am zweiten

Morgen bekam ich statt der Marmelade ein grosses Stück Butter. «Gut für die Männer», dachte ich, rollte es schnell in ein Stück Papier und versteckte es in der Schublade des Tisches. In diesem Augenblick kam Schwester Madeleine zurück und brachte die Marmelade, die sie nur vergessen hatte. Fassunglos starrte sie auf meinen leeren Teller und sagte: «Ah, Madame, vous aimez le beurre!» Traute sie mir wirklich zu, ein so grosses Stück Butter im Nu verdrückt zu haben!?

Am dritten Tag meines Klosterlebens hörte ich von meinem Begleitendarmen, dass wir am nächsten Tag nach Bern gebracht werden sollten. Die Männer jubelten über diese Neuigkeit.

Unterwegs im Zug – auch hier begleiteten uns zwei Polizisten – genoss ich die Landschaft, die an uns vorüberglitt. Alles sah aus wie auf den Schokoladeschachteln der Vorkriegszeit: zartgrüne Weiden mit Schneegipfeln im Hintergrund, Kühe mit Kupferglocken um den Hals, Häuser mit überhängenden Dächern, kurvige Strässchen und hier und da die rote Fahne mit dem weissen Kreuz.

Vielleicht hätte ich meine Naturbegeisterung stärker gezügelt, wenn ich geahnt hätte, was uns in Bern erwartete. Auf dem ‚Armeekommando‘, wo wir abgeliefert wurden, unterzog uns ein Leutnant des Schweizer Sicherheitsdienstes einem strengen Verhör: Wo wir herkämen? Welche Personen in den Niederlanden unsere Reise organisiert hätten? Auf welcher Route wir gekommen seien? Wer uns unterwegs geholfen habe.

Leider waren wir nicht darauf vorbereitet, dass jeder von uns einzeln vernommen wurde. Da wir vor der Flucht hoch und heilig versprochen hatten, nichts über die Organisatoren oder unsere Kontakt-

personen preiszugeben, tischte jeder mit viel Phantasie eine andere Geschichte auf. Ich war besonders übel dran, da ich im Kloster zu den andern keinen Kontakt gehabt hatte und nicht wusste, was sie untereinander besprochen hatten.

Bei meinen Lügengeschichten wurde der Leutnant allmählich wütend und wollte immer mehr Details wissen. «In welcher Stadt oder welchem Dorf in Frankreich haben Sie übernachtet? In einem Hotel oder privat? In welchem Stockwerk befand sich Ihr Zimmer? Gab es einen Fahrstuhl?»

Je mehr wir uns in Widersprüche verstrickten, desto drohender wurde sein Ton. Schliesslich sagte er: «Wenn Sie nicht augenblicklich die Wahrheit sagen, werden Sie noch heute über die Grenze abgeschoben!»

Da machte Eddie dem grausamen Spiel ein Ende und erklärte: «Wir haben absolute Geheimhaltung versprochen und können Ihnen deshalb nichts sagen!»

Dass wir trotzdem in der Schweiz bleiben durften, verdankten wir allein der Tatsache, dass Eddie als Offizier nicht an eine fremde kriegführende Macht ausgeliefert werden durfte. Die andern zogen sich aus der Affäre, indem sie die Fragen des Leutnants schliesslich wahrheitsgemäss beantworteten, nachdem dieser ihnen versichert hatte, dass die Schweiz diese Informationen nicht weitergeben oder verwenden werde.

Nach dem stundenlangen Verhör beim Sicherheitsdienst war der Empfang auf der niederländischen Botschaft geradezu eine Erholung, obwohl man auch dort über das Auftauchen von Flüchtlingen, durch die man eine Menge Scherereien mit den Schweizer Behörden bekam, nicht gerade begeistert

war. Wir machten aber klar, dass wir die Schweiz nur als Durchgangsland auf unserem Weg nach England betrachteten, wo wir uns der holländischen Exilregierung zur Verfügung stellen wollten – Eddie als Offizier und ich als Sekretärin und Dolmetscherin.

Der Militärattaché, General van Tricht, der die Aufgabe hatte, die sogenannten ‚Engelandvaarders‘ in Empfang zu nehmen, warnte uns jedoch vor übertriebenem Optimismus. Bei der Auswahl der Flüchtlinge hatte man in London, der militärischen Lage entsprechend, bestimmte Präferenzen: Luftwaffenangehörige wurden jenen der Marine vorgezogen und diese wiederum denen des Heeres. Ausserdem sei es nicht leicht, überhaupt nach England durchzukommen, da während des Krieges alle Flugverbindungen zwischen der Schweiz und Grossbritannien unterbrochen seien. Der übliche Weg führe über Frankreich, Spanien und Portugal, wobei die Route über die Pyrenäen aber ungenügend abgesichert und im Moment so gefährlich sei, dass wir – wohl oder übel – noch eine Weile in der Schweiz bleiben müssten. Damit er hier existieren könne, solle Eddie sein monatlicher Hauptmannssold ausbezahlt werden.

Einige Tage wurden wir als Gäste der Botschaft zu fünf im Hotel Simplon untergebracht. In einem Telegramm teilten wir meinen Schwiegereltern unsere Ankunft in der Schweiz mit, und postwendend kam aus Amerika die Gratulation zu unserer neugewonnenen Freiheit.

Die Aufregungen der Flucht waren nicht spurlos an uns vorübergegangen. Eddie sprach im Schlaf, und auch ich durchlebte in grässlichen Alpträumen immer wieder das Geschehen der letzten Wochen und Monate.

Am Tag hingegen genossen wir unsere neugewonnene Freiheit. Der Frühling 1942 in Bern war aussergewöhnlich schön und wurde durch das Gefühl, keine Angst mehr haben zu müssen, noch zusätzlich verklärt.

Bern ist eine bezaubernde Stadt, und bei unseren Spaziergängen gefiel mir besonders, wie geschickt hier die moderne Architektur und der mittelalterliche Stadtkern miteinander verbunden sind. Eine besondere Sensation waren für uns die Kinos mit ihren englischen und amerikanischen Filmen und vor allem der Schweizer Wochenschau, die ohne das Heldengetöse ihres deutschen Gegenstücks, das wir in Holland zu sehen bekamen, neutral und sachlich über das Kriegsgeschehen berichtete.

Jan Somer sahen wir wenig. Er war ständig unterwegs und meistens damit beschäftigt, die Botschaft und den Schweizer Sicherheitsdienst über die Zustände im besetzten Holland zu informieren. Ausserdem glaubte er, die Schweizer Armee bei ihren Verteidigungsanstrengungen beraten zu müssen, was diese – wie sich später herausstellte – aber gar nicht sonderlich schätzte.

Chris Klaver und Jan Streef hatten nur einen Gedanken: so schnell wie möglich nach England zu kommen, und alle unsere Gespräche drehten sich um dieses Thema.

Einmal traf ich Jan, der normalerweise wie eine Klette an Chris hing, allein in einem Café. Ich nahm die Gelegenheit wahr, ihn nach dem Schicksal von Chris zu fragen, der mir schon bei unserer ersten Begegnung so traurig und verstört vorgekommen war. Jan zögerte zuerst mit der Antwort, sagte dann aber: «Jetzt, wo wir in der Schweiz sind, kann ich es dir ja sagen: Chris geht es sehr schlecht. Er hat in Holland wichtige Untergundaufgaben erfüllt: Un-

tergetauchten weitergeholfen, Dokumente und Ausweise gefälscht und Waffen versteckt. Eines Tages gab man ihm den Auftrag, zwei Männer des deutschen Sicherheitsdienstes zu liquidieren. Er hat diesen Auftrag zwar erfüllt, aber das Töten von Menschen hat ihn seelisch aus der Bahn geworfen. Chris stammt aus einem Pfarrhaus und ist sehr streng erzogen worden. Dann schnappten ihn die Deutschen, folterten ihn und verurteilten ihn zum Tode. Am Abend vor der Hinrichtung haben ihn zwei Freunde auf abenteuerliche Weise befreit. Mit gefälschten Papieren und in deutschen Uniformen verschafften sie sich Zutritt zum Gefängnis und behaupteten, ihn für ein letztes Verhör abholen zu müssen. Der Coup gelang, aber wir brauchten zwei Monate, um Chris soweit herzustellen, dass er die Flucht in die Schweiz durchstehen konnte.»

Als ob es ihm leid tue, darüber geredet zu haben, nahm mir Jan das Versprechen ab, Chris gegenüber niemals durchblicken zu lassen, dass ich seine Geschichte kenne.

Ein paar Tage später wurden wir nach Genf geschickt, genauer gesagt, in die Nähe von Genf, in das Dörfchen Petit Laney, wo wir uns beim Chef der örtlichen Fremdenpolizei, Leutnant Demierre, zu melden hatten. Er war ein kleiner, nervöser Mann mit spitzer Nase und ernstem Gesicht, und ich verglich ihn sofort mit unserem gemütlichen Herrn Stoepman, der vor dem Krieg über die Emigranten in Amsterdam gewacht hatte. Von Leutnant Demierre konnte man sich nicht vorstellen, dass er seine Schützlinge zu einer Tasse Kaffee besuchen würde.

Als *Résidence forcée* wurde uns die Pension ‚Beau Site‘ angewiesen, zu der ein gutes Restaurant

gehörte. Eigentümer und gleichzeitig Küchenchef war Monsieur Tauxe, ein überzeugter Gourmet, der seine Gäste mit hochnäsigem Blick danach beurteilte, ob sie seine Kreationen mit verklärtem Gesicht zu sich nahmen oder achtlos hinunterschlangen. Madame Tauxe war ihrem Mann total ergeben und trippelte den ganzen Tag geschäftig hinter ihm her, immer in Angst, sein Missfallen zu erregen.

Jeden Sonntagmittag war das Restaurant bis zum letzten Platz besetzt: ganze Familien, alte Omas und Babys, die im Kinderwagen hin und her geschoben wurden. Bei schönem Wetter spielte sich alles auf der Terrasse ab mit der Aussicht auf die Salève. Die Gäste sassen auf Klappstühlen im Schatten der Platanen. Die Luft war erfüllt von hellen Kinderstimmen, und je öfter Tauxe die Gläser füllte, desto fröhlicher und lauter wurde die Gesellschaft. Wochentags nach der Arbeit kamen die Stammgäste aus dem Dorf, um in der Gaststube ihren Dämmerstopp zu trinken und dabei ausführlich, oft hitzig, das Weltgeschehen zu besprechen.

Einer der nettesten war Monsieur Taubert, seines Zeichens Uhrenfabrikant und Träger eines Spitzbartes, der – einen Krug Rotwein vor sich und an einer Brissago kauend – uns Abend für Abend Löcher in den Bauch fragte. Er war am Stammtisch der einzige politische Kopf und nahm am Schicksal von uns Holländern echten Anteil. Zudem war er ein lustiger Typ, mit dem es immer was zu lachen gab. Eines Abends, als sich nach dem Essen unser Wirt gewichtig an den Stammtisch setzte, erhob sich Monsieur Taubert und parodierte ihn.

«Eh bin, m'sieur-dame», sagte er und rieb sich in der Manier des Patrons die Hände, «wie fanden Sie das Beefsteak heute Abend?» Um, eine Oktave höher, gleich selber zu antworten: «Merci, monsieur,

ganz zufällig unter einer Kartoffel!» – Ein Spass, den Monsieur Tauxe nur begrenzt komisch fand. Als Taubert zufällig erfuhr, dass ich gerne sang und auch schon Gesangstunden genommen hatte, stellte er mir seine Tochter Monette vor, ein zierliches Mädchen, das den gleichen schelmischen Blick und den Sinn für Humor wie ihr Vater hatte. Am nächsten Tag wurden wir zum Tee eingeladen, um die ganze Familie Taubert kennenzulernen. Für damalige Schweizer Verhältnisse war das etwas ganz Besonderes, denn gemeinhin holten sich die Einheimischen keine Fremden ins Haus. Monette studierte Klavier an der Musikhochschule, und fortan hatte ich jemanden, mit dem ich musizieren konnte.

Obwohl wir uns langsam eingewöhnten, liess uns der Gedanke an England nicht los. Wie schon in Holland, sassen wir da und warteten – diesmal auf eine Nachricht von General van Tricht. Jeden Abend hörten wir die BBC-Nachrichten, und Eddie markierte mit farbigen Stecknadeln auf einer grossen Europakarte die Siege und Niederlagen der kriegführenden Parteien. Je mehr Zeit verstrich, desto entmutigender wurde das Bild. Beinahe der gesamte europäische Kontinent und grosse Teile Nordafrikas waren von den Achsenmächten besetzt, und Tag für Tag rutschten die Stecknadeln in die falsche Richtung: in Russland bedrohten sie die Ölquellen von Baku, und in Afrika rückten sie in die Nähe des Suezkanals vor. Wir waren zwar nach wie vor sicher, dass die Alliierten schliesslich die Oberhand behalten würden, aber das konnte noch lange dauern. Gierig lasen wir jede Ausgabe der WELTWOCHE, die uns mit ihrem kämpferischen Optimismus immer wieder Hoffnung machte.

Über das Schicksal unserer nächsten Familienangehörigen waren wir glücklicherweise auf dem lau-

fenden, denn auf einem geheimen Weg konnten wir mit meinen Eltern in Amsterdam korrespondieren, und der Kontakt zu meinen Schwiegereltern in New York war ohnehin nicht schwierig. Mein Schwiegervater hatte uns Geld geschickt, damit wir zwei Fahrräder kaufen konnten, für die Eddies Sold nicht gereicht hätte. Damit machten wir bei schönem Wetter Erkundungsausflüge in die nähere Umgebung. Wenn wir etwas weiter weg wollten, mussten wir die Fremdenpolizei um Erlaubnis fragen.

Anfang Mai besuchte uns Jan Somer. Er kam in Begleitung seiner Freundin und eines jungen Mannes, den er uns als Cor van Bommel vorstellte. Jan hatte uns schon viel früher besuchen wollen, aber zwei Wochen Untersuchungshaft waren ihm dazwischengekommen. Das war zweifellos ein Warnschuss der Schweizer Behörden, damit Jan seine Untergrundaktivitäten nicht übertrieb und sich mit seinen unerbetenen militärischen Ratschlägen etwas mehr zurückhielt.

Wir bestürmten ihn mit Fragen, vor allem was aus Chris und Jan geworden sei. Er wusste nur, dass man die beiden nach Cossonay geschickt hatte, in ein Arbeitslager für unverheiratete Flüchtlinge. Was unsere Weiterreise nach England betraf, hatte es weder aus Bern noch aus London neue Anweisungen gegeben; aber Cor van Bommel sollte in den nächsten Tagen nach Frankreich fahren, um eine neue Fluchtroute ausfindig zu machen und organisatorische Vorbereitungen zu treffen. Denn allmählich drängte die Zeit! Die Gestapo wurde in den besetzten Ländern immer aktiver und verstopfte fast alle Schlupflöcher. Zum Beispiel war die gesamte Organisation, die unsere Flucht aus Holland vorbereitet und durchgezogen hatte, aufgefliegen. In Antwerpen hatte man Vater und Sohn van Dülken

verhaftet, und von Tante Betty und Onkel Job fehlte nach einer Gestapoaktion jegliche Spur. Radio Oranje, die Stimme der Londoner Exilregierung, hatte mitgeteilt, dass in den Niederlanden 72 Personen standrechtlich erschossen wurden. Wir konnten nur hoffen, dass keiner unserer Helfer oder Freunde darunter war.

In der Woche nach Jans Besuch trafen immer beunruhigendere Nachrichten ein. In Holland hatten sich alle niederländischen Offiziere bis zum Alter von 56 Jahren zu melden. Mehr als tausend, die diesem deutschen Befehl folgten, begaben sich selbst in die Falle. Wie Radio Oranje vorausgesagt hatte, wurden sie allesamt verhaftet und nach Deutschland deportiert. Wir erfuhren auch, dass die holländischen Juden seit dem 29. April 1942 den gelben Stern tragen mussten und dass die Razzien auf sie immer häufiger und brutaler wurden. – Wir hatten für unsere Flucht also sozusagen den allerletzten Moment erwischt.

Drei Wochen später besuchte uns Jan Somer ein zweites Mal, und wieder überbrachte er eine Reihe von Hiobsbotschaften. Diesmal erzählte er, dass Lou Meitze verhaftet worden sei und dass seither kaum noch Holländer über die Schweizer Grenze kämen. Auch die Route nach Spanien wurde immer unsicherer. Die letzte kleine Gruppe, die sich auf die Reise dorthin gemacht hatte, war in Frankreich spurlos verschwunden. Cor van Bommel war es bei seiner Erkundungsreise nicht gelungen, eine neue Route zu finden oder irgendwelche nützlichen Kontakte zu knüpfen, und er war unverrichteter Dinge in die Schweiz zurückgekehrt. – Es schien so, als ob wir uns auf einen längeren Zwischenaufenthalt einrichten müssten.

Wir rechneten damit, dass uns der Weg nach

England über Spanien führen werde, und nutzten die Zeit, um in der Berlitz School die Sprache zu lernen. Auch interessierte uns der «Cours de Vacances» an der Genfer Uni, um unser Französisch zu perfektionieren. Nun hatten wir einen Grund, Genf als Wohnsitz zu beantragen, und erhielten von Leutnant Demierre die Erlaubnis. Unser neues Domizil wurde die ‚Pension des Cottages‘ am Chemin Krieg, die in einem schönen Park mit Tennis-Plätzen lag. Der grösste Luxus war allerdings das ‚fliessende Wasser‘, so dass wir endlich auf die elenden Wasserkrüge und Schüsseln verzichten konnten.

In unserer neuen Pension lernten wir den holländischen Arzt Dr. Ritmeester beim Tennisspielen kennen, der wie wir auf eine Gelegenheit wartete, nach England zu entkommen.

Während der Französischvorlesung an der Universität entdeckte ich zu meiner grössten Freude meine geliebte mütterliche Freundin Milly Hecht, die ich beim unvergesslichen Fest auf der Dachterrasse von Simon Le Grand kennengelernt hatte. Wir waren völlig aus dem Häuschen, so unerwartet jemanden aus dem engsten Freundeskreis zu treffen.

«Mein Gott, Milly, wie kommst Du denn hierher? Wie bist Du herausgekommen? Wo wohnst Du? Was machst Du?» Das Erzählen nahm kein Ende, und im Verlauf unseres Gesprächs erfuhr ich, dass Milly und ihr Mann – genau wie wir – versucht hatten, aus Ijmuiden zu fliehen. Besonders interessierte mich das Schicksal ihres Sohnes Freddy, der etwa im gleichen Alter war wie ich und den ich immer sehr gern gehabt hatte. Freddy war erfolgreich im Widerstand tätig und als V-Mann zwischen der Schweiz und Holland hin- und hergereist. Am Beispiel unserer eigenen Flucht konnte ich mir vorstellen, wieviel Mut und Opferbereitschaft ein sol-

cher Kurierdienst forderte. Vor einer Woche nun war Freddy nach Spanien aufgebrochen, um von da nach England zu kommen, und verständlicherweise war Milly in grosser Sorge um ihren Sohn. – Voregreifend sei bemerkt, dass er wohlbehalten in London ankam, wo er sich sofort als Fallschirmspringer meldete, um über Holland abgesetzt zu werden. Auf das mysteriöse Kapitel dieser Kuriere, die Instruktionen der Exilregierung nach Holland bringen und sich – umgekehrt – mit wichtigen Informationen wieder nach England durchschlagen sollten, dabei aber verraten wurden und in die Hände der Deutschen fielen – das sogenannte ‚Englandspiel‘ –, komme ich später noch zu sprechen. Zum Glück für Freddy, lehnte der Geheimdienst seine Bewerbung ab, weil für ihn als Juden das Risiko dieser Mission zu hoch war. Er bewarb sich schliesslich bei der Royal Air Force, wurde akzeptiert und flog Hunderte von Einsätzen über Deutschland.

Im August machte unter uns Flüchtlingen eine Nachricht die Runde, die uns zutiefst schockierte. Die Schweiz machte ihre Grenzen hermetisch dicht. Ohne ‚gültige‘, d.h. von den Deutschen ausgestellte Papiere durfte niemand mehr in die Schweiz kommen. Das bedeutete für Tausende von Menschen das sichere Todesurteil. Flüchtlinge, denen es irgendwie gelungen war, die Grenze zu überwinden, wurden von nun an ‚refouliert‘, also zurückgeschickt. In einem Fall nahm die Polizei ein junges jüdisches Ehepaar fest, das sich auf einem Friedhof in der Nähe von Genf versteckt gehalten hatte. Die beiden wehrten sich verzweifelt gegen ihre Ausweisung, aber die Polizei übergab sie an der französischen Grenze erbarmungslos den deutschen Behörden, und zwar mit der grotesken Begründung, dass Flüchtlinge aus Rassegründen keine politisch Ver-

folgten seien. Dabei war schon damals bekannt, dass im ganzen deutschen Herrschaftsgebiet Juden deportiert und in Gettos und Konzentrationslager gebracht wurden. (Der ganze Schrecken dieser Orte enthüllte sich allerdings erst gegen Ende des Krieges.) Offiziell wurden die strikten Massnahmen damit begründet, dass man an den Grenzen allzu grosse Milde habe walten lassen, dass der Schweiz Überfremdung drohe und dass Ruhe und Ordnung in dem ohnehin schon ‚vollen Boot‘ bedroht seien. In Wahrheit aber war die Schweiz von Berlin in der Flüchtlingsfrage unter Druck gesetzt worden. Der geringste Schein von nicht-neutralem Betragen wäre für Hitler ein Grund gewesen, auch in die Schweiz einzufallen. Die Deutschen sangen ja schon: «Die Schweiz, das kleine Stachelschwein, das nehmen wir auf dem Rückweg ein!»

Auch unser Freund Chris wurde ein Opfer der strengen Schweizer Behörden. Nachdem er einem Attentat in Lausanne knapp entgangen war, wurde er von der Polizei in das Niemandsland zwischen Landesgrenze und besetztem Frankreich abgeschoben. Es gelang ihm, sich in einem Bachbett – nur den Kopf über Wasser – bis zur Dunkelheit zu verstecken und dann unbemerkt in die Schweiz zurückzukehren. Es ehrte die Schweiz jedoch, dass viele Bürger auf die Mitleidslosigkeit der Behörden mit Abscheu und Empörung reagierten und trotz strenger Verbote Flüchtlinge aufnahmen, versteckten und mit Nahrungsmitteln versorgten. Manch ein Gendarm schaute in die andere Richtung, wenn er sah, dass sich Flüchtlinge der Grenze näherten.

Ende Oktober – wir sassen in unserer Pension gerade beim Abendessen – standen plötzlich Tante Betty und Onkel Job vor unserem Tisch. Nach

einem Schlag der Gestapo gegen die Fluchthilfeorganisation hatten sie als einzige die Schweiz erreicht. Endlich erfuhren wir, was vorgefallen war.

Alles hatte damit begonnen, dass im April die Van Dülkens in Antwerpen verhaftet worden waren und dass in ganz kurzer Zeit ein Helfer nach dem anderen von der Gestapo festgenommen wurde. Es bestand kein Zweifel daran, dass Verrat im Spiel war. Schon bald hatten die van Niftriks einen ihrer engsten Mitarbeiter in Verdacht, der in ein jüdisches Mädchen verliebt war. Sie liessen ihn beschatten, und als feststand, dass er zweimal kurz hintereinander bei der Gestapo vorgesprochen hatte, war es nicht mehr schwer, sich den Rest der Geschichte zusammenzureimen: Um seiner Freundin das Leben zu retten, hatte der junge Mann seine Kameraden verraten! Die Kampfgruppe der Widerstandsorganisation hat ihn in den Nationalpark ‚Hoge Veluwe‘ gebracht und dort erschossen.

Aber die Gestapo war schon so genau informiert, dass seine Liquidierung die Verhaftungswelle nicht mehr aufhalten konnte. Innerhalb weniger Tage fielen ihr siebzig weitere Helfer zum Opfer und auch die van Niftriks standen kurz vor der Enttarnung. Ihr Haus war eines der Zentren des Widerstandes, weil hier nicht nur die Fluchtbewegungen koordiniert und auf den Weg gebracht, sondern auch die Hilfgelder der Exilregierung in Empfang genommen und weitergeleitet und die verschlüsselten Nachrichten von Radio Oranje dekodiert wurden. Trotz der unmittelbaren Gefahr arbeiteten Tante Betty und Onkel Job weiter, bis auch bei ihnen eines Tages im August die Gestapo erschien. Aufgeschreckt durch das heftige Klingeln, machte Tante Betty das Türfensterchen auf. Sofort langte eine Männerhand hinein und versuchte vergeblich, die

Tür von der Innenseite zu öffnen. «Ich muss den Schlüssel holen», rief Tante Betty. Onkel Job verschwand sofort in sein Versteck. Trotz gründlicher Durchsuchung, wobei alles durcheinander geworfen wurde, fand die Gestapo nichts. Herr van Niftrik sei auf Geschäftsreise und werde Ende der Woche zurückerwartet. Aber an seiner Stelle wurde der Sohn Henri von der Gestapo als Geisel genommen und in Handschellen abgeführt.

In dieser Nacht vernichteten Job und Betty alle Spuren ihrer illegalen Arbeit. Sie flohen über die Grenze nach Belgien, wohin ihre Tochter Simone nachkommen, sie an einer verabredeten Stelle treffen und mit ihnen gemeinsam in die Schweiz fahren sollte. Simone wurde jedoch von der Gestapo verhaftet und wie ihr Bruder wiederholt scharf verhört und gefoltert. Doch beide widerstanden der Tortur und haben keine Geheimnisse preisgegeben. Die Gestapo liess sie schliesslich laufen. Das Kriegsende haben beide überlebt, waren aber körperlich und seelisch so schwer geschädigt, dass sie wenige Jahre nach der Befreiung starben.

Die Reihe von politischen Katastrophen, die sich direkt auf uns und unsere Pläne bezogen, wollte nicht abreißen. Am n. November 1942 marschierten die Deutschen in die bislang unbesetzte Zone Frankreichs ein und kontrollierten nun auch die Grenze gegen Spanien. Statt mit französischer Polizei würden wir es bei unserer Reise nun im Ernstfall mit SS und Gestapo zu tun bekommen – eine Aussicht, die das Unternehmen ernsthaft in Frage stellte. Kurz vorher hatte sich Jan Streef, der Freund von Chris, noch auf eigene Faust nach Spanien durchgeschlagen, und Jan Somer konnte ganz offiziell in einem versiegelten Waggon reisen, in

dem nicht nur Diplomatenpost, sondern gelegentlich auch Diplomaten selber befördert wurden.

Uns war solche Vorzugsbehandlung leider nicht vergönnt. Obwohl wir nun fast schon ein Jahr in der Schweiz lebten und unsere persönlichen Lebensumstände – im Vergleich zu denen so vieler anderer Menschen – unverdient angenehm waren (die Fremdenpolizei hatte uns sogar erlaubt, aus der Pension auszuziehen und eine eigene Wohnung zu nehmen), blieb die Reise nach England unser täglicher Gesprächsstoff. Am 23. Februar 1943 bekam Eddie einen Brief vom Militärattaché an der Botschaft, der in gestelzter Diplomatensprache folgenden Satz enthielt: «Ich habe die Ehre, Euer Hochwohlgeboren zu bitten, mir mitzuteilen, ob Sie, falls sich eine Möglichkeit hierfür ergibt, auch bereit wären, ohne Ihre Frau abzureisen.»

Ich war empört! – Ohne mich? Onkel Job, der mittlerweile alle Flucht- und Reisebewegungen organisatorisch betreute, versuchte mich zu beruhigen: «Komm, Mädchen. Die Suppe wird nicht so heiss gegessen, wie sie gekocht wird. Der ganze Plan wird wahrscheinlich erst in Monaten akut, weil wir noch nach einer weniger gefährlichen Route suchen. Wenn es irgendwie geht, möchte ich euch nicht über die Pyrenäen schicken, weil das körperlich kaum zu schaffen ist und dort immer wieder Gruppen spurlos verschwinden. Bisher ist nicht klar, ob sie von den Deutschen geschnappt werden oder in den Bergen einfach umkommen. – Überleg mal, wäre es denn wirklich so schlimm, wenn du hierbliebest und deine Sprachstudien fortsetzt oder wieder Gesangunterricht nimmst?»

«Nein, Onkel Job, das kommt überhaupt nicht in Frage!» Ich blieb eisern.

«Wir wollen nach England, und wir wollen vor allem zusammenbleiben!»

«Ja, dann ist es vielleicht am besten, wenn ihr beide hierbleibt», schlug Job vor.

«Waaas?!» Eddie explodierte wie eine Rakete, weil er sich in seinem Männer- und Sportlerstolz zugleich getroffen fühlte. «Ich bleibe auf keinen Fall in der Schweiz! Basta!»

«Also, dann werden wir probieren, euch nach Italien zu schicken», lenkte Onkel Job schliesslich ein. Damals wurde die Befreiung Italiens in allernächster Zukunft erwartet, was sich aber bald als trügerische Hoffnung erwies.

Auch ein Versuch, uns mit gefälschten Identitätskarten durch Frankreich reisen zu lassen, ging schief, denn als Onkel Job mit grösster Sorgfalt die Papiere eigenhändig für uns gefälscht hatte, änderte die Vichy-Regierung über Nacht die Farbe der Identitätskarten, und er musste wieder von vorn beginnen.

Der Weg über die Pyrenäen erwies sich als der immer wahrscheinlichere, und wir beschlossen, uns für die zu erwartenden Strapazen fit zu machen. Im Winter liefen wir sooft wie möglich Ski, und im Frühjahr machten wir Bergtouren in der Genfer Umgebung. Die eigentliche Generalprobe erfolgte, als uns die Fremdenpolizei einen Wochenendausflug an den See von Champex genehmigte. Dieser See inmitten der Berge war ein Teil des sogenannten Reduit, jener Hochalpenzone, in die sich die Schweizer bei einem deutschen Angriff zurückziehen und die sie bis zum Äussersten verteidigen wollten.

Ich hatte ausgerechnet an diesem Wochenende eine Magenverstimmung und schnappte schon bei einem gemütlichen Spaziergang um den See nach Luft. Eddie war ziemlich verzweifelt, bestand aber

darauf, dass wir am nächsten Tag zur Cabane d'Orny, der auf 2'800 Meter gelegenen Hütte, aufsteigen sollten, wobei ein Höhenunterschied von 1'400 Metern zu überwinden war. Wanderkarten dieses militärischen Sperrgebietes gab es selbstverständlich nicht, und es war gar nicht einfach, den richtigen Weg zu finden.

«Gleichmässig atmen und um keinen Preis aufgeben!» sagte ich immer wieder vor mich hin, als ich Eddie bei leichtem Nieselregen hinterherkletterte. Um grössere Bewegungsfreiheit zu haben, hatte ich mir meinen Baumwollrock in den Schlüpfen gesteckt. Ich bot nicht gerade das Bild eines professionellen Bergsteigers, sagte aber keinen Pieps, als es Stunde um Stunde aufwärts ging, ohne dass Eddie eine Pause vorschlug. Durch die zu dünnen Sohlen meiner Bergstiefel spürte ich jeden Stein.

Auf der Hälfte der Strecke stand eine Bank, die für eine Rast aber nicht in Frage kam, weil es mittlerweile in Strömen regnete. Unser Ziel England vor Augen, kletterten wir mit wilder Entschlossenheit weiter, nicht darauf achtend, dass der Weg immer rutschiger und von immer mehr Bächen überflutet wurde.

Als wir gerade bei Einbruch der Dunkelheit die Hütte erreichten, hatten wir keinen trockenen Faden mehr am Leib, und in meinen Schuhen gluckste das Wasser. Eddie, der wohl nicht geglaubt hatte, dass ich es schaffen würde, umarmte mich vor der Tür und sagte: «Du bist ein tolles Mädchen!»

In der Hütte war alles vorhanden, was wir für die Nacht brauchten. Wir machten ein Feuer, um unsere Kleider zu trocknen, und in Decken gehüllt sassen wir da wie die Turteltauben. Äusser Holz fanden wir auch Notrationen und frisches Wasser, so dass wir uns ein Menu bereiten konnten, das im ersten Gang

aus Maggiwürfelsuppe und im zweiten aus Reis mit Zucker bestand.

Fröstelnd und müde schliefen wir auf den Pritschen schnell ein. Doch das Heulen des Windes und das dumpfe Krachen des Gletschers weckten uns mehrmals auf.

Am nächsten Morgen hatte der Regen aufgehört, aber der Gletscher, den wir überqueren mussten, war tief von Wolken verhangen. In der Hütte gab es zwar eine Landkarte, sie zeigte aber nur den Verlauf des Gletschers und nicht, wie man zur Trient-Hütte auf 3'200 Meter Höhe gelangen konnte. Vorsichtig bewegten wir uns am Rand des Gletschers aufwärts und hüpfen wie die Gemsen von Stein zu Stein, was bei dem lockeren Geröll nicht ungefährlich war. Auf halbem Weg bekam Eddie es mit der Angst zu tun: «Lass uns umkehren. Das ist einfach zu riskant. Wenn uns etwas passiert, findet uns hier kein Mensch!»

Ich sah aber ein paar hundert Meter höher schon die Fahne der Trient-Hütte flattern und wollte unbedingt weiter. Magenverstimmung und Müdigkeit des Vortages waren wie weggeblasen, und in den Pyrenäen könnten wir auch nicht einfach kehrtmachen. «Ce que femme veut . . .» Als wir gegen Mittag oben ankamen, trafen wir in der Hütte einen Schmuggler, der von der französischen Seite herübergekommen war. Der Mann war so froh, nach seiner langen und gefährlichen Tour endlich ein paar lebende Wesen zu sehen, dass sein Redestrom nicht zu stoppen war. Immerhin verdankten wir seiner Mitteilsamkeit die genaue Beschreibung des Weges über den Gletscher, so dass wir später den Rückweg zur Cabane d'Orny erheblich abkürzen konnten und statt auf lose Steine ‚nur‘ auf Gletscherspalten achten mussten. Einmal mehr übernachteten wir in der

Hütte und kehrten am nächsten Tag mit Muskelkater, aber gestärkter Moral nach Genf zurück.

Die wichtigste Lehre aus dieser bestandenen Generalprobe war für mich die Anschaffung neuer und genagelter Bergschuhe. Um keinen Verdacht zu erregen, fand die schmerzhafteste (und ziemlich geräuschvolle) Prozedur des Einlaufens dann während langer nächtlicher Spaziergänge am Genfer See statt. Eddie entfernte auf meine Bitte ein paar Eisennägel, um die Stiefel etwas leichter zu machen.

IN DER HÖHLE DES LÖWEN

Als Job van Niftrik an einem Freitag im Oktober zu uns kam, um mitzuteilen, dass unsere Reise nach Spanien am nächsten Mittag um eins losgehen sollte, packten uns Vorfreude und Reisefieber zugleich. Keinen Moment dachten wir daran, dass wir in Frankreich von der Gestapo geschnappt werden oder als ungeübte Bergsteiger in den Pyrenäen einen Unfall haben könnten. Wenn man sich alle Gefahren eines solchen Unternehmens ausmalt, sollte man besser die Finger davon lassen.

Erleichtert, weil das lange Warten ein Ende hatte, begannen wir sofort mit den letzten Vorbereitungen. Obwohl unsere Ausrüstung bereitlag – inklusive einem von Eddie angeschafften Bergseil und einem Vorrat von Coramin-R-Tabletten für anstrengende Bergtouren, war in den verbleibenden 24 Stunden noch viel zu tun.

Wir mussten Briefe an meine Eltern und die Freunde in Holland schreiben, die nun längere Zeit nichts mehr von uns hören würden. Vor allem aber mussten Schmuck, Geld und unsere niederländischen Pässe so verstaut werden, dass sie bei einer Kontrolle nicht zu entdecken waren. Ich nähte ein paar Schmuckstücke in die Polster meiner Tweedjacke ein und versteckte einen Ring so hinter einem Knopf, dass ich später selber Mühe hatte, ihn wiederzufinden. Auch ein Teil des französischen Papiergeldes war in verschiedenen Kleidern zu deponieren; den Rest rollten wir ganz dünn auf und steckten ihn in leere Zigarettenhülsen, die vorne mit etwas Tabak zugestopft wurden, und ein paar Scheine versteckte ich noch im Futter meines Nähbeutels.

Von unseren Pässen entfernten wir die harten Umschläge, rollten die Dokumentenseiten in Gummis ein und quetschten sie in Zahnpasta- und Rasiercremetuben.

Den wenigen Genfer Freunden, denen wir unsere Abreise mitteilten, konnten wir die Gedanken vom Gesicht ablesen. Da waren wir allen Gefahren in Holland entkommen, sassen sicher in der Schweiz und hätten hier bequem das Ende des Krieges abwarten können. Aber nein, wir mussten uns – praktisch nur mit Messer, Seil und Taschenlampe bewaffnet – auf den Weg nach Spanien machen und dabei das von den Nazis besetzte Frankreich durchqueren!

Onkel Job und Tante Betty kamen am nächsten Tag gegen elf, um uns die Reisepapiere zu bringen. Job war nervös und musterte kritisch unsere Ausrüstung. Ich trug wollene Unterwäsche und Strümpfe, ein grobes Tweedkostüm, einen Regenmantel mit Kapuze und Sportschuhe mit dicken Gummisohlen. Meine Bergstiefel hatte ich in Zeitungspapier gewickelt und in ein Einkaufsnetz gesteckt, was so aussah, als käme ich gerade mit ein paar Kilo Gemüse vom Markt.

Weil es zu sehr nach ‚Flüchtlingen‘ ausgesehen hätte, wenn wir in Frankreich mit Rucksäcken herumgereist wären, hatten wir sie in einem Koffer verstaut – was Onkel Job besonders aufregte. «Wie wollt ihr damit über den Stacheldraht an der Grenze kommen?» fragte er. Aber Eddie winkte gelassen ab. «Kein Problem, das schaffen wir schon!»

Da wir am Bahnhof noch ein anderes holländisches Paar treffen sollten, nämlich den damals bekannten Fußballspieler Jan Ooievaar und seine Frau Loes (die Namen habe ich hier aus rechtlichen Gründen geändert), gab uns Job Reisedokumente für vier: gefälschte französische Personalausweise,

Lebensmittelkarten und für Jan Ooievaar ein ‚Permis de Travail‘, was bei mir den Verdacht aufkommen liess, dass wir vielleicht als eine Art Geleitschutz für die Ooievaars fungierten, denn Eddie bekam eine solche Arbeitserlaubnis nicht.

Der wichtigste Gegenstand, den Job uns aushändigte, war aber ein Füllfederhalter, in dessen Gehäuse ein Mikrofilm mit Angaben über Zahl und Lage deutscher Truppen und strategisch wichtiger Objekte in den Niederlanden versteckt war. Wir sollten ihn gleich nach unserer Ankunft in Madrid der holländischen Botschaft übergeben.

«Wenn ihr den Deutschen in die Hände fällt, versucht das Ding um Himmels Willen loszuwerden, sonst seid ihr verloren!»

Die Warnung war überflüssig, denn wir würden wohl auch ohne Mikrofilm von den Deutschen nicht mit Glacéhandschuhen angefasst werden. Ziemlich gelassen steckte ich den Füller in meine Handtasche, denn ich traute mir eher als Eddie zu, ihn im Notfall geschickt verschwinden zu lassen.

Dann war es soweit. Wir warfen einen letzten Blick auf unsere kleine Wohnung, in der wir die letzten Monate verbracht hatten, und verabschiedeten uns von Job und Betty. Ein Taxi sollte uns zum Bahnhof bringen. Der Chauffeur wollte gerade wegfahren, als Apotheker de Vries, der im selben Haus wohnte, die Wagentür öffnete und bedeutungsvoll «Bon voyage» flüsterte. Ehe wir ihm danken konnten, hatte er die Tür schon wieder zugeschlagen, und ich rätselte auf dem ganzen Weg, wie er erfahren hatte, dass wir die Schweiz verliessen. Später hörte ich, dass Onkel Job für de Vries die gleiche Reise vorbereitete, welche er auch zwei Wochen nach uns antrat, ohne aber jemals in Spanien anzukommen. Man hat nie wieder von ihm gehört.

Auf dem Bahnhof erkannten wir Ooievaars sofort, denn von ihm hatten wir häufig Bilder in der Zeitung gesehen. Beide waren auffallend gross, blond und blauäugig, und mir war ziemlich schleierhaft, wie sie, trotz des vorzüglich gefälschten Personalausweises, ohne ausreichende Französischkenntnisse durch die deutschen und französischen Kontrollen kommen wollten. Verständlicherweise waren sie ziemlich aufgeregt, und obwohl Loes diplomierete Krankenschwester war, hatte sie nicht einmal ein Aspirin für ihre Kopfschmerzen dabei. Ich gab ihr zusätzlich noch eine von den Beruhigungstabletten, die mir mein Vater am letzten Abend in Amsterdam für alle Fälle zugesteckt und die ich bisher, Gott sei Dank, noch nicht gebraucht hatte.

Im Bahnrestaurants suchten wir nach dem Mann, der uns weiterhelfen sollte und den Job uns genau beschrieben hatte. Als wir ihn nicht entdeckten, setzten wir uns, und obwohl wir wie auf heissen Kohlen sassen, versuchten wir uns mit lustigen Geschichten bei Laune zu halten. Schliesslich konnten wir nicht länger warten, denn zu einer bestimmten Zeit waren wir in einem Büro des Bahnhofs verabredet, wo ein Kontaktmann unsere französischen Personalausweise vervollständigen sollte. Job hatte nur die Fotos eingestanz und mit den offiziellen Stempeln – halb auf dem Papier, halb auf dem Foto – versehen; die Angaben zur Person mussten noch eingetragen werden.

«Was möchten Sie denn drin haben?» fragte uns der Mann gutgelaunt. Er machte ein paar Vorschläge, und schliesslich einigten wir uns auf die Namen Pierre und Marguerite Berger, geboren in Brest in der Normandie. Als Berufsbezeichnung wählte Eddie Automechaniker, was er als Rennfahrer und bei seiner Vertrautheit mit Motoren jeder-

zeit hätte unter Beweis stellen können. Als alles fertig war, nahm der Mann die Ausweise, rieb sie an der Wand hin und her, um ihnen eine gewisse Patina zu verleihen, und machte ein paar dumme Witzchen, die unsere düstere Stimmung aufheitern sollten. Zurück im Bahnhofsrestaurant, mussten wir eine weitere Stunde warten, bis endlich der uns von Onkel Job beschriebene «dicke Mann im Pfeffer- und-Salz-Anzug» erschien, von dem wir alle nötigen Instruktionen erhalten sollten.

Leise und eindringlich redend, kam er direkt zur Sache und erklärte uns, dass wir in einer Stunde abgeholt würden. Er empfahl uns, in den Zügen nur im äussersten Notfall miteinander zu sprechen – und dann selbstverständlich nur Französisch, und auf keinen Fall sollten wir Zigarettenkippen wegwerfen, sondern sie in die Tasche stecken, wie es alle Franzosen aus Sparsamkeitsgründen taten. Immer wieder forderte er uns auf, gut zuzuhören, damit wir kein Detail des Grenzübertritts, der Reiseroute oder der Kontaktadressen in Frankreich falsch verstünden. Dann gab er Eddie zwei Stück Seife und sagte: «In Adge wohnt der Fotograf Valérie. Geben Sie ihm als Beweis Ihrer Zuverlässigkeit die Seife, mit meinen besten Grüßen für seine Frau. Er wird Ihnen dann sagen, was Sie weiter tun sollen. Falls er nicht zu Hause ist, gehen Sie zum Sattler Bonsard, auch der ist informiert. Und wenn auch Bonsard nicht da ist, gibt es noch die Witwe des holländischen Arztes Dr. van Wijk in Capendu. Sie ist Französin und wird Ihnen helfen, falls alle Stricke reissen.»

All die Namen und Adressen im Kopf zu behalten, war in unserm Zustand nicht ganz einfach; noch schwieriger schien es uns aber, die eigenen Personalien nicht zu vergessen.

Der Dicke im Pfeffer-und-Salz-Anzug verabschiedete sich, und wir warteten im Bahnhof, bis es dunkel wurde. Gegen acht trat endlich ein Schweizer an unsern Tisch und sagte: «Allez, gehen wir!»

Der Mann, den ich nur als Silhouette wahrnahm, führte uns zu einem kleinen Lieferwagen und brachte uns auf den Bänken im Laderaum unter, während er selbst sich neben den Chauffeur setzte. Dann fuhr er auf die französische Grenze zu. Im Dunkeln suchte ich Eddies Hand und wiederholte zum x-ten Mal: «Ich heisse Marguerite Berger, geboren in Brest am 16. April 1917.»

Bei der Schweizer Grenzabfertigung hatten wir keine Probleme. Da wir ausreisen wollten und als heimkehrende Franzosen galten, wurden wir nur nach mitgeführtem Geld gefragt. Dann öffnete sich der Schlagbaum, und wir fuhren ins Niemandsland. Hundert Meter weiter hielt der Fahrer kurz an und liess uns aus dem Laderaum springen. Links und rechts war die Strasse mit einem Drahtzaun gesichert. Der Mann zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete ein Türchen im Zaun. Dann zeigte er auf spärliche Lichter und die Konturen eines Dörfchens. «Das ist St. Julien, da müsst ihr hin!»

Das Niemandsland hinter dem Zaun bestand aus einem Graben mit einem aufgeschütteten Wall, der bis an den französischen Stacheldrahtverhau reichte. Die Erde war aufgeweicht und glitschig, und ich rutschte mit meinen Gummisohlen immer wieder ab. Als Eddie mir die Hand gab, um mich hochzuziehen, tauchte plötzlich aus dem Dunkel ein Soldat mit einem Gewehr auf und rief: «Halt!».

Ich stand wie gelähmt. «Geschnappt, bevor es überhaupt losgegangen ist!» dachte ich.

Aber da hörte ich, wie unser Helfer dem Soldaten zurief: «Lass sie durch! Das sind Franzosen!»

Wir waren, Gott sei Dank, einer Schweizer Kontrolle in die Arme gelaufen.

Die Grenzbefestigung auf französischer Seite war zwar niedriger als die schweizerische, aber oben auf den Pfosten lagen tückische Stacheldrahtrollen. Jan und Loes mit ihren langen Beinen überwandten das Hindernis spielend und waren – eins, zwei, drei – in der Dunkelheit verschwunden. Eddie und ich hatten grössere Mühe, schafften es aber schliesslich, mit heiler Haut, heilen Kleidern und unserem Koffer über den Draht zu kommen. So, die erste Hürde war genommen! Ich fühlte die Dramatik des Augenblicks und stellte mir vor, dass die Erde hier – so wie das schraffierte, feindliche Gebiet auf der Landkarte – eine andere Farbe und ein anderes Muster habe.

Der Schweizer Helfer hatte uns den Rat gegeben, erst einmal längs der Grenze zu laufen und nicht gleich auf direktem Weg quer über das Feld, denn unsere Silhouetten wären eine leichte Zielscheibe für die Deutschen gewesen.

Eddie hatte eine Baskenmütze aufgesetzt, um wie ein echter Franzose auszusehen, und begann, mit langen, katzenartigen Schritten zu schleichen. Ich wurde wütend! Wie blöde doch die Männer sein können!

«Hör auf, so albern zu schleichen! Wenn dich jemand sieht, wird er doch sofort misstrauisch!» Stattdessen entschlossen wir uns, wie ein Liebespaar Hand in Hand zu gehen und uns von Zeit zu Zeit zu knutschen. In diesem Augenblick brach der Mond durch, und wir drückten uns, um möglichst unsichtbar zu bleiben, in den Schatten der Strassenhecken, die schnurgerade nach St. Julien führten.

Jan und Loes hatten nicht auf uns gewartet und mussten schon weit vor uns sein. Im Dorf suchten

wir den Gasthof ‚Cheval Blanc‘, den wir aber nicht finden konnten. Vor einem Stall, vor dem deutsche Militärfahrzeuge parkten, sass auf einer Bank ein Mädchen und lehnte verschlafen den Kopf an die Mauer. Ich entschloss mich, nach dem ‚Cheval Blanc‘ zu fragen, geriet aber vor Aufregung ins Stottern. «P-pardon, M’sieur – äh – Mademoiselle – où est Le Cheval Noir?» Wider Erwarten verstand mich das Mädchen und zeigte mir mit einer Handbewegung den Weg. «Voilà!»

Erst als wir die Wirtshaustür hinter uns zuzogen, liess unsere nervöse Anspannung etwas nach. Wir stiegen eine kleine Treppe hinunter in den Festsaal, der mit Papiergirlanden geschmückt war und nach abgestandenem Bier und kaltem Zigarettenrauch stank. Dahinter lag der etwas kleinere Speisesaal, wo gedeckte Tische standen, von denen einer schon mit Jan und Loes besetzt war.

Wir taten so, als ob wir sie nicht kännnten, und setzten uns an einen anderen Tisch. Nachdem die wenigen Gäste, die ausser uns noch da waren, den Gasthof verlassen hatten, kam der Wirt zu uns und sagte: «Ich zeige Ihnen jetzt Ihre Zimmer. Aber ziehen Sie sich bitte nicht ganz aus, die Deutschen kommen meistens schon um sechs Uhr zur Kontrolle, manchmal sogar früher, und dann müssen Sie unbedingt weg sein!»

Wir nickten und fragten, wann am nächsten Morgen der Bus nach Annecy führe.

«Der Bus nach Annecy? Der fährt sonntags überhaupt nicht!» Das hatte unser Mann in Genf offensichtlich nicht gewusst. Der Wirt runzelte die Stirn, als er unser Entsetzen sah. «Aber wenn Sie wollen, bringe ich Sie mit dem Wagen hin.»

Das war ein wirklich heldenhaftes Angebot, bei dem er immerhin riskierte, mit einer Ladung Flücht-

linge von der deutschen Militärpolizei angehalten zu werden.

Als der Wirt am nächsten Morgen um fünf an unsere Zimmertür klopfte, hatte sich Eddie gerade zur Hälfte das Gesicht rasiert. «Schnell, schnell, aufstehen! Die Deutschen können jeden Augenblick hier sein.»

Als wir verschlafen aus dem Hotel stolperten, war zwar noch niemand zu sehen; aber Vorsicht ist bekanntlich die Mutter der Porzellankiste, und da die Luft frisch und prickelnd war, wurden wir schnell munter und stiegen ins Auto.

Schon zehn Fahrminuten hinter St. Julien wurden wir auf der dunklen Strasse von einigen Uniformierten angehalten. Zum Glück war es nur französische Gendarmerie, die eine Routinekontrolle vornahm und nach Schmuggelware suchte. Als sie sahen, dass wir nichts Besonderes im Auto hatten, warfen sie einen kurzen Blick auf unsere Papiere und liessen uns weiterfahren.

Allmählich wurde es hell, und über der hügeligen Landschaft ging eine blasse Oktobersonne auf. Ich verdrängte meine Angst und genoss die bezaubernde Aussicht. Als wir in Annecy ankamen, waren die Strassen noch menschenleer. Wir bedankten uns bei unserm Wirt für seine aussergewöhnliche Hilfsbereitschaft: er hatte sein Leben für uns aufs Spiel gesetzt.

Von irgendwoher hörten wir Glocken läuten, Haustüren öffneten sich, die Menschen gingen zum Gottesdienst. Wir entschlossen uns, am Bahnhof gleich unsere Fahrkarten für den Nachtzug in den Süden zu lösen. Eddie meinte, erst einmal bis Lyon, das als Reiseziel am unverdächtigsten sei. Dann aber stellte sich die Frage, was wir bis zur Abfahrt des Zuges mit dem Rest des Tages anfangen sollten,

ohne im Ort allzu sehr aufzufallen. Stundenlang hockten wir in einer dunklen Ecke des Bahnhofbuffets und schlürften eine undefinierbare braune Brühe, die auf der Getränkekarte als Kaffee figurierte. Später gab es auch ein ‚opulentes‘ Mittagessen in Gestalt wässrigen Gemüses und zweier Kartoffeln in brauner Sosse, wobei man sich nur wundern konnte, in welchem Masse Nahrungsmittel ihren Geschmack verlieren können. Dabei fühlten wir uns dauernd beobachtet; tatsächlich nahmen die dicken französischen Provinztypen, die rein- und rausgingen, aber kaum Notiz von uns. Ich wunderte mich nur darüber, dass sie bei ihren armseligen Lebensmittelrationen alle so wohlbeleibt waren.

Schon am Morgen hatten wir in der Nähe des Bahnhofs ein Kino entdeckt und beschlossen, dort den Nachmittag zu verbringen. Wir dösten durch drei Vorstellungen von ‚Nuits Arabes‘ und waren dankbar, etwas schlafen zu können und mit unseren beiden blonden Hünen in der Dunkelheit nicht aufzufallen.

Mit der Zeit wurde mir der harte Kinostuhl aber lästig und unbequem, glühende Hitze stieg in mir hoch, gefolgt von eisiger Kälte, dass mir die Zähne klapperten. Meine Bronchien begannen zu schmerzen, und mir wurde klar, dass ich hohes Fieber hatte. Im Dunklen angelte ich in meiner Handtasche nach Chinin und Aspirin und schickte Stossgebete zum Himmel: «Jetzt bloss keine Grippe oder Lungenentzündung!» Als die ‚Arabischen Nächte‘ zum dritten Mal abrollten, wurde mir so schwindlig, dass ich mir nicht vorstellen konnte, bis zur Abfahrt des Zuges durchhalten zu können.

Ich erinnere mich erst wieder, wie Eddie im berstend vollen Zug sagte, er wolle versuchen, für mich ein Bett im Schlafwagen zu bekommen. Als ein

Schaffner erschien, löste Eddie Zusatzkarten von Lyon nach Agde und verwickelte den Mann in ein Gespräch, was mich halb wahnsinnig machte. Ich probierte, in den Gesichtern der Passagiere zu lesen, ob sie irgendwelchen Verdacht schöpften. Tatsächlich starrten alle auf Eddie, denn die Wirkung seiner Baskenmütze, der er so blind vertraute, konnte nicht über seinen schweren holländischen Akzent hinwegtäuschen. Aber niemand sagte etwas, auch nicht als ein paar Minuten später ein SS-Mann die Abteiltür öffnete und unsere Papiere verlangte. Ich versuchte, so gut ich eben noch konnte, zu lächeln und gab ihm meine ‚Carte d’Identité‘, die so schmutzig und kaputt war, dass er sie von der falschen Seite her öffnete. Zunächst schaute er sich das Dokument nur oberflächlich an, studierte es dann aber immer genauer. Nach einer Weile klappte er den Ausweis zu und gab ihn mir zurück.

«Mann, wenn du wüsstest!» dachte ich.

Der Schlafwagenschaffner, der nachts unsere Papiere ebenfalls kontrollierte, war nicht so leicht hinters Licht zu führen. Augenzwinkernd gab er sie uns zurück und sagte: «Die werde ich besser nicht den Deutschen zeigen, n’est-ce-pas!» Da ich vor Halsschmerzen und Fieber ohnehin nicht schlafen konnte, zermartete ich mir das Gehirn, wie der Schaffner so schnell gemerkt habe, dass unsere Papiere falsch waren. Und wenn er es merkte, würden es dann nicht auch andere merken?

Nach einer qualvoll langen Nacht rollte der Zug morgens um halb sieben in den Bahnhof von Agde ein. Im Bahnhoftbuffet standen die Stühle noch auf den Tischen, aber wir bekamen trotzdem einen Kaffee.

Da es noch zu früh war, zum Fotografen Valéry zu gehen, blieben wir in der Bahnhofswirtschaft

sitzen und schauten aus dem Fenster. Als erstes fiel unser Blick auf die Brücke, die über den Bahnkörper ins Stadtzentrum führte und die von zwei auf- und abgehenden deutschen Soldaten bewacht wurde. Wer in die Stadt wollte, musste unweigerlich an ihnen vorbei. Ziemlich riskant, da noch kaum Menschen unterwegs waren.

Nach einer Weile schaute Eddie auf die Uhr und sagte: «Kinder, es wird Zeit! Einer von uns muss jetzt los!»

Ooievaar fuhr hoch und sagte zu ihrem Mann: «Du wirst doch nicht so verrückt sein und über diese Brücke gehen, Jan?»

«Eddie vielleicht?» giftete ich zurück.

«Beruhigt euch, Leute. Einer muss gehen, und ich werde das machen!» Eddie war fest entschlossen.

Als ich zu den Wachtposten hinüberschaute und mir klarmachte, wie gross das Risiko war, sagte ich: «Warum die Götter versuchen? Lasst uns weitergehen nach Narbonne, wo wir noch eine Adresse haben, oder zu Frau van Wijk in Capendue.»

«Aber nein», sagte Eddie, «wir müssen uns an unsere Instruktionen halten. Ausserdem können wir ohnehin nicht jedes Risiko ausschalten. Ich gehe zu Valéry!»

«Dann gehe ich mit», sagte Jan mutig. Eddie zögerte und schien zu überlegen, wie er den robusten holländischen Fussballspieler auf ein weniger auffälliges Format schrumpfen lassen könnte, dann nickte er Jan aber zu. Durch das Fenster verfolgten Loes und ich, wie unsere Männer auf die Deutschen zugingen: Jan mit langen Schritten, als mache er einen Spaziergang, Eddie, mit seiner Baskenmütze, neben ihm hertrippelnd.

«Mein Gott, das muss ja auffallen! Das kann nicht gutgehen!» sagte ich zu Loes, aber da waren die

beiden schon an den Deutschen vorbei, die gerade miteinander sprachen und gar keine Notiz von ihnen nahmen.

Die nächste Stunde dehnte sich unendlich, und wir malten uns aus, welche weiteren Gefahren wohl noch in der Stadt lauerten. Aber da tauchten die beiden schon wieder auf und berichteten, dass Valéry nicht zu Hause gewesen sei und der Sattler Bonsard geraten habe, wir sollten alle zu ihm kommen und dann gemeinsam zu Valérys Strandhäuschen gehen, wo sich der Fotograf am Montag meistens aufhalte.

Nun mussten wir zu viert über die Brücke. Mittlerweile herrschte schon einiger Betrieb, und da in der Stadt anscheinend Markttag war, überquerten immer mehr Hausfrauen mit Einkaufstaschen die Brücke. Wir versuchten, einen möglichst geschäftigen Eindruck zu erwecken, als wir uns den Deutschen näherten, aber auch diesmal würdigten sie uns keines Blickes.

Die Frau des Sattlers wartete schon auf uns, und da ich mich hundeelend fühlte und merkte, wie mein Fieber anstieg, gingen die Männer mit Monsieur Bonsard allein zum Strandhaus. Von dort kamen sie mit der Nachricht zurück, dass wir noch am selben Nachmittag weiter nach Narbonne müssten, wo ein Mann, der seiner dunklen Hautfarbe wegen ‚Negus‘ genannt werde, in einer Kneipe auf uns warte.

An die Reise nach Narbonne erinnere ich mich nicht mehr, denn mittlerweile sah ich die Welt nur noch durch rote Fieberwolken. Erst die Kneipe nahm ich wieder halbwegs wahr. Natürlich war der ‚Negus‘ nicht da, und wir mussten abermals qualvoll lange warten. Das ziemlich grosse Café erschien mir mit seiner niedrigen Decke und den langen Holztischen unglaublich hässlich und schmutzig.

Als werde plötzlich das Licht angeknipst, änderte sich die Atmosphäre, als der ‚Negus‘ hereinkam. Mit seinem runden Gesicht, schwarzen Knopfaugen, roten Backen und einem grauen Schnurrbart strahlte er Herzlichkeit aus und begrüßte uns wie lange erwartete alte Freunde.

Grosszügig bestellte er uns ein Essen, bevor wir uns zu seiner Wohnung aufmachten. Sie befand sich im dritten Stock eines grossen, altmodischen Appartementhauses, und ich weiss nur noch, dass Eddie mich auf der schmalen Steintreppe stützen musste, weil ich vor Fieber kaum mehr einen Fuss vor den anderen setzen konnte.

«Heh, ihr auch da?» Im Wohnzimmer des ‚Negus‘ sassen zwei junge Holländer, die wir aus Genf kannten. Sie waren im Konvoi gewesen, der eine Woche vor uns die Schweiz verlassen hatte. Ihnen gegenüber sass ein Mann in einem blauen Overall, der ihnen gerade Anweisungen erteilte.

«Jungs, ich erwarte euch heute Abend Punkt acht am Bahnhof. Dann geht ein Güterzug nach Spanien, und ich werde euch in einem der Waggon unterbringen. Der Zug hält gleich hinter der Grenze auf einem toten Gleis, weil die Spurweite in Spanien breiter ist als in Frankreich. Da könnt ihr rauskriechen, dürft aber keinesfalls der Grenzpolizei in die Hände fallen, sonst ist euer erstes Hotel in Spanien ein KZ.»

Ich hörte alles wie aus weiter Ferne. Meine Ohren sausten und der Kopf brannte wie Feuer. Durch Schleier sah ich, wie sich die Männer über eine Karte beugten und verstand immer nur die Wörter ‚Gefangenenlager Miranda de Ebro‘. Diesen Namen hatte ich schon in der Schweiz gehört und wusste, dass er gleichbedeutend war mit geschorenen Köpfen, Unterernährung, Durchfall, Ungeziefer und In-

fektionskrankheiten. Die beiden Holländer versuchten, mehr Details aus dem Mann herauszufragen, aber er antwortete immer nur: «Macht euch keine Sorgen, ich werde da sein und euch helfen.»

Wochen später hörten wir, dass die beiden zwar in Spanien angekommen, aber nicht unverletzt geblieben waren. Ihr Güterwagen war mit Holz beladen gewesen, das in einer Kurve ins Rutschen kam, so dass sie fast darunter begraben und zerquetscht worden wären. An der Grenze gelang es ihnen nicht, die Waggontür zu öffnen, und aus Angst vor der Polizei wagten sie auch nicht, sich bemerkbar zu machen. Schliesslich waren ihre Qualen aber so gross, dass sie durch die kleinen Belüftungslöcher einen Rangierer zu Hilfe riefen, der Mitleid mit ihnen hatte und sie nicht bei der Polizei anzeigte. Grün und blau und völlig entkräftet erreichten die beiden schliesslich das niederländische Konsulat in Barcelona.

Inzwischen konnte ich kaum mehr atmen. Die Luft im Wohnzimmer des ‚Negus‘ war zum Schneiden. Durch eine halb geöffnete Tür sah ich ein Bett, ungemacht und ziemlich schmutzig, aber das störte mich überhaupt nicht. So wie ich war, wankte ich ins Nebenzimmer, liess mich auf das Bett fallen und hörte im Unterbewusstsein nur noch, wie Eddie mit dem ‚Negus‘ über saubere Bettwäsche sprach.

Im Dämmerzustand merkte ich, wie die beiden mehrere Decken über mich breiteten, um mich zum Schwitzen zu bringen. Als Eddie abends ins Bett kam, waren Decken und Laken durch und durch nass. Kaum hatte er sich ausgestreckt und wollte das Licht löschen, entdeckte er an der Tapete kleine Blutspritzer und stiess einen gellenden Schrei aus.

«Lore, Lore, komm sofort aus dem Bett! Hier ist alles voller Wanzen!»

Aber das war mir in meinem Zustand völlig egal. Ich blieb als hilflose Beute für die ekelhaften Blut-sauger liegen, während Eddie die ganze Nacht das Licht brennen liess und auf Wanzenjagd ging.

Am nächsten Morgen beschwerte er sich beim ‚Negus‘ über das Ungeziefer, was unser Gastgeber sehr übel aufnahm, denn immerhin handelte es sich um sein eigenes Bett, und er hatte darin noch nie etwas von Wanzen bemerkt. Er war zutiefst beleidigt, setzte sich in eine Ecke und schmollte. Eddie versuchte inzwischen mit einem kleinen Löffel auf jede Wanze etwas Insektenpuder zu streuen. Es sah so komisch aus, dass ich anfing zu kichern, was den Negus noch mehr kränkte. Er fand unser Betragen höchst unpassend, machte sich aber doch auf den Weg, um für uns etwas zum Essen zu finden.

Eddie beschäftigte sich in den folgenden Tagen hauptsächlich in der Küche und kochte Suppen und Eier. Irgendwann hörte ich einen höllischen Lärm. Neugierig stolperte ich aus dem Bett, um zu sehen, was passiert sei. «Potverdikkie», fluchte Eddie. Ein ganzer Satz von Küchenschüsseln lag in Scherben auf dem Boden, was in jenen Tagen eine echte Katastrophe war, weil man nichts kaufen und ersetzen konnte. Wir waren für den armen ‚Negus‘ wirklich eine Last!

Trotzdem mussten wir ihn weiter belästigen, denn wir konnten nicht reisen, bevor ich nicht gesund war. Die Ooievaars, die bei der Schwester des ‚Negus‘ untergebracht waren, drängten zwar, sahen aber ein, dass ein verfrühter Aufbruch sinnlos und gefährlich gewesen wäre.

Die Schwester des ‚Negus‘ war übrigens eine herzensgute, aber komisch anzusehende Person. Sie hatte die gleichen Knopfaugen wie ihr Bruder, schielte aber so schrecklich, dass ich nicht wagte, ihr

ins Gesicht zu sehen. Ausserdem liebte sie Hüthen mit wippenden Federn, die ihr Erscheinungsbild grotesk entstellten. Wie die meisten kleinbürgerlichen Französinen hielt sie viel auf ihre Kochkunst und schickte uns durch den ‚Negus‘ immer wieder Kostproben davon. Als er eines Abends mit einem Topf erschien und voll Stolz darin ein Kaninchen in einer weissen Sauce zeigte, dachte ich bei dem Anblick des rosaweissen Fleisches sofort: das kann nur ein Dachhase sein. Mit Bedauern lehnte ich «aus gesundheitlichen Gründen» ab.

Von Montag bis Freitag blieben wir in Narbonne. Das Unangenehmste unseres Aufenthalts war, äusser den Wanzen, der Umstand, dass die Toiletten in diesem Gebäude zwischen den Etagen lagen und wir sie nicht benützen konnten aus Angst, von den anderen Bewohnern im Treppenhaus gesehen zu werden. Wir mussten mit Eimern vorliebnehmen.

Am Donnerstagnachmittag stand ich das erste Mal ein paar Stunden auf. Obwohl ich noch sehr schwach war und furchtbar hustete, entschlossen wir uns, am nächsten Tag zu reisen.

Der ‚Negus‘ machte den Vorschlag, dass wir wie die jungen Holländer mit dem Güterzug durch die ‚zone interdite‘ reisen sollten, was uns den beschwerlichen Weg über die Pyrenäen erspart hätte. Aber wir hielten nichts von dieser Idee. Eingeschlossen in einem Güterwagen, jeden Moment gewärtig, dass uns deutsche Taschenlampen ins Gesicht strahlten – nein, wenn wir geschnappt würden, wollten wir wenigstens die Chance haben, wegzulaufen! Der ursprüngliche Plan schien uns doch der beste, und das hiess, mit unserer nächsten Kontaktadresse, der Witwe van Wijk, in Verbindung zu treten. Am Freitag Vormittag holten uns die Ooievaars ab, und wir gingen gemeinsam zum Bahnhof.

Der fünftägige Aufenthalt hatte unser Portemonnaie stark in Mitleidenschaft gezogen, und ich musste den Reservevorrat in meinem Nähbeutel angreifen. Der ‚Negus‘ brachte es nicht übers Herz, uns allein reisen zu lassen, und kam nach Capendu mit. Vom Bahnhof aus rief er Frau van Wijk an, die ihn warnte, dass in ihrem Haus Deutsche einquartiert seien. «Aber das ist kein Problem», hatte sie gesagt, «die sind heute nicht da. – Sie können Ihre Leute also trotzdem bringen, bloss müssen Sie sich vorsehen!»

Es war kein sehr günstiger Augenblick, um als Flüchtlingsgruppe durch Capendu zu spazieren, denn es war gerade Feierabend und die Leute standen vor ihren Häusern und hielten ein Schwätzchen mit den Nachbarn. Wir wurden mit unverhohlener Neugier gemustert, und insbesondere unsere beiden blonden Riesen zogen bewundernde Blicke auf sich. Ein wahres Spiessrutenlaufen!

Die Villa der van Wijks erkannten wir sofort an dem im Vorgarten aufgestellten Schild ‚Zahnstation‘. Unsere Gastgeberin kam uns schon mit einem Finger vor den Lippen entgegen. «Fein, dass Sie da sind, aber pssst! Die Offiziere haben heute alle Urlaub, doch es könnten immer noch ein paar weniger wichtige Figuren herumgeistern. Deshalb müssen wir vorsichtig sein!»

Madame van Wijk hatte einen üppigen Busen, hellblond gefärbtes Haar und zeigte in allem die typische Eleganz einer Französin, die auch unter schwierigsten Umständen ihren anspruchsvollen Stil nicht vernachlässigt. Ihr Haus war sehr holländisch und erweckte in uns allen sogleich Heimwehgefühle. Überall schöne Gemälde und chinesisches Porzellan, und alles blitzte und blinkte vor Sauberkeit.

Aus der grossen Halle, in der jeden Augenblick ein Deutscher auftauchen konnte, wurden wir die Treppe hinauf in den Salon gebeten. Wir unterhielten uns im Flüsterton, denn über uns waren Stimmen und das Poltern von Stiefeln zu vernehmen.

«Ich kann Ihnen zwar ein Abendessen anbieten, aber leider können Sie hier nicht übernachten», sagte Madame van Wijk in ziemlich gutem Holländisch, mit hübschem französischem Akzent. «Übrigens kann ich Ihnen Mut machen. Mein Sohn ist auch nach Spanien geflüchtet, als Heizer auf einer Lokomotive, und er ist gut angekommen. Ich drücke Ihnen den Daumen, dass Sie es schaffen!»

Dann ging sie ins Speisezimmer voran, wo der Tisch mit schönem Silber und einem Blumenstrauss gedeckt war, und wir genossen es sehr, seit Langem wieder einmal an einer kultivierten Tafel zu sitzen. Nach dem Hauptgang holte Madame aus der Anrichte den Nachtisch, einen enormen Streuselkuchen, den sie, wie sie uns mit ‚diebischer‘ Freude erklärte, aus der Küche ihrer deutschen Besitzer hatte mitlaufen lassen. Der Kuchen schmeckte nochmal so gut.

Bevor wir aufbrechen mussten, setzte sie uns über unsere weitere Reise ins Bild. «Sie nehmen nachher den Zug nach Toulouse und bleiben dort über Nacht im Wartesaal, weil zwischen Mitternacht und vier Uhr Sperrstunde ist. Am Morgen fahren Sie dann mit dem ersten Zug nach Foix und gehen dort zur Auberge ‚Soleil d’Or‘, von wo jeden Samstag ein Konvoi nach Andorra abgeht. Und morgen ist ja Samstag!»

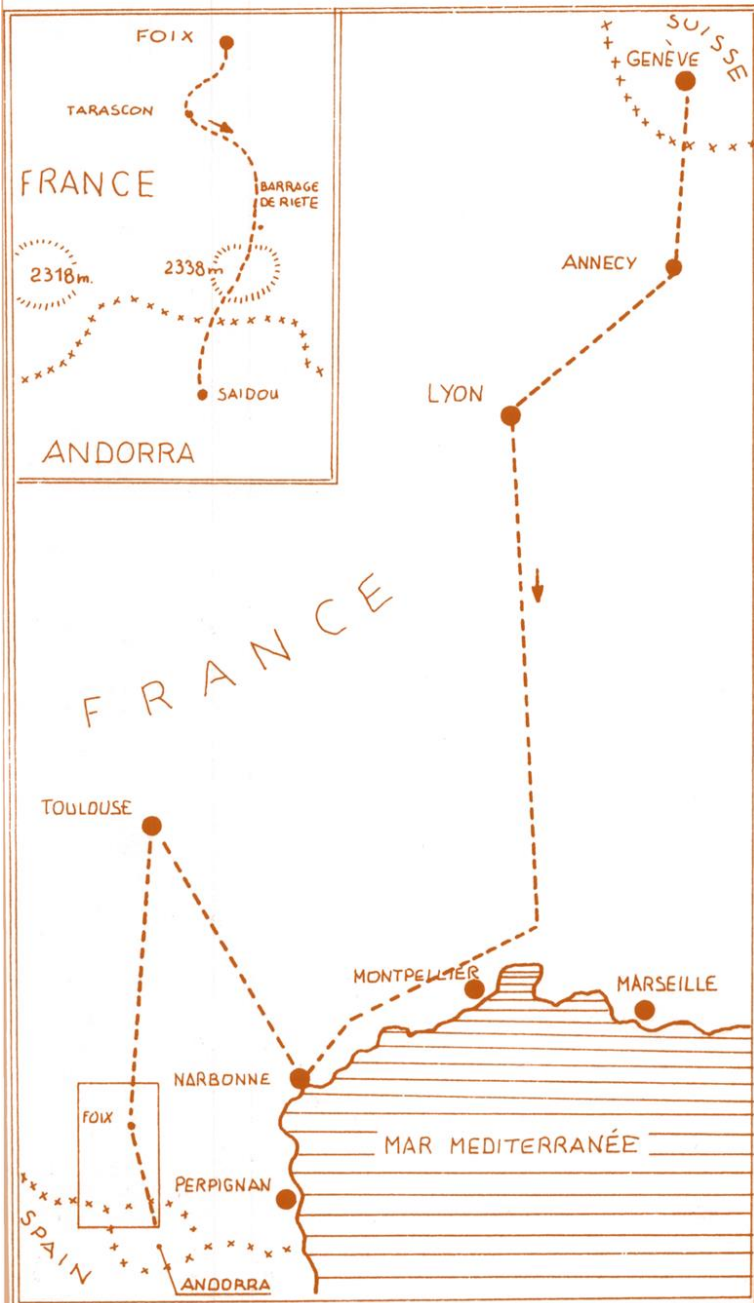
Gegen Mitternacht trafen wir in Toulouse ein und gingen sofort in den Wartesaal, der scheinbar von der halben Stadt als Übernachtungsmöglichkeit ge-

nutzt wurde, denn er war total überfüllt. Wir mussten an der Wand stehen und konnten uns nur abwechselnd auf dem Eckchen einer Bank ausruhen. Da ich mich immer noch schwach fühlte, konnte ich es kaum erwarten, endlich in den Zug nach Foix zu steigen, wo ich wenigstens auf einen Sitzplatz hoffte.

Den bekam ich dann auch, sogar einen Fensterplatz, und ich erinnere mich genau, wie ich im Morgenlicht die ersten braungrünen Bergkegel der Pyrenäen erblickte.

Der ‚Negus‘ hatte es sich nicht nehmen lassen, uns auch noch nach Foix zu begleiten, weil er mit eigenen Augen sehen wollte, wie wir uns dem Konvoi nach Andorra anschlossen. Am Bahnhof ließ er sich ein Fahrrad, hängte unser Gepäck an die Lenkstange und fuhr uns, als Gepäckträger und Führer, auf der kurvigen, holprigen Strasse zum ‚Soleil d’Or‘ voran.

Als wir in die Schankstube traten, schien der Wirt sofort zu erkennen, was für eine Art Touristen er vor sich hatte, denn er führte uns sogleich in den angrenzenden Speisesaal. Dort erwartete uns eine Riesenüberraschung.



DIE GEWALTTOUR

«Lore! Eddie!» Aus Zigarettenqualm und dichtem Stimmengewirr stürmte Chris Klaver auf uns zu und umarmte mich. Er schwenkte einen Miniaturbierkrug und rief: «Mit meinem Maskottchen und euch dazu kann ja nichts mehr schiefgehen!»

Noch andere holländische Freunde waren da: unser Genfer Tennisfreund Dr. Ritmeester, dann der junge Cor van Bommel, der uns mit Jan Somer in Petit Laney besucht hatte, und sein Freund Kraan, mit 45 Jahren schon ein ‚älteres Semester‘. Halb Holland schien sich im ‚Soleil d’Or‘ versammelt zu haben. Die meisten waren erst nach uns aus Genf aufgebrochen, hatten uns aber während meines Krankenlagers in Narbonne überholt.

Die kleine Gesellschaft im Speisesaal bestand ausserdem aus einem perfekt ausgestaffierten französischen Matrosen, der seine weisse Mütze mit dem roten Pompon verwegen im Genick trug, einem grossen, kräftigen Flamen, der auf eigene Faust und ohne Papiere aus Belgien gekommen war, einem Russen, von dem man sich fragte, was ihn hierher verschlagen hatte, und noch einigen andern Holländern, die wir nun erst kennenlernten, darunter Jan van Middelkoop, ein netter und aufgeweckter Junge aus Friesland. Insgesamt waren wir siebzehn Männer und zwei Frauen, die in der kommenden Nacht den Einstieg in die Pyrenäen wagen sollten.

Niemanden schien es zu stören, dass draussen die Leute von Foix direkt an den Fenstern des Speisesaals vorbeigingen und neugierig hereinschauten. Auch der Wirt, Monsieur Maltrait, blieb ziemlich gelassen. Die Deutschen hatten ihn schon einmal

festgenommen, aber er hatte ihnen den Schwachsinnigen vorgespielt, und sie hatten ihn laufen lassen.

«Wo nehmen Sie bloss den Mut her?» fragte ich ihn, als wir endlich um einen Tisch sassen und etwas zu essen bekamen.

«Auf Gott vertrauen!» sagte er. «Trotzdem muss ich natürlich auch selbst ein bisschen aufpassen, denn ein zweites Mal werden mir die Deutschen den Dorftrottel wohl nicht abkaufen.»

Wie recht er hatte, stellte sich, kurz nachdem wir weg waren, heraus. Er wurde abermals verhaftet, in einem KZ gefoltert und von Hunden halbtot gebissen. Gott sei Dank hat er es überlebt.

Obwohl er für jeden ein nettes Wort hatte und recht heiter schien, war Monsieur Maltrait an diesem Morgen durch eine anonyme Postkarte beunruhigt worden, auf der nichts weiter stand als: «Wir wissen, dass heute Abend wieder ein Konvoi abgeht!»

Fairerweise erzählte er uns davon und sagte: «Das bedeutet im Moment nichts anderes, als dass wir uns beeilen müssen!»

Nach dem Mittagessen packte Eddie den Inhalt unseres Koffers in die Rucksäcke um und schenkte den leeren Koffer dem ‚Negus‘, der sich hoch erfreut auf den Rückweg nach Narbonne machte.

Um acht Uhr abends versammelten wir uns alle im Stall des Gasthofes, wo die beiden Bergführer, die uns nach Andorra bringen sollten, schon warteten. Beide waren bewaffnet, was uns einerseits ein grösseres Gefühl der Sicherheit gab, andererseits die Gefährlichkeit unseres Unternehmens ziemlich drastisch unterstrich. Monsieur Maltrait verteilte dick mit Fleisch belegte Stangenbrote, und einer der Passeure schnitt aus starken Ästen für jeden einen passenden Wanderstock zu.

Als mir Eddie den Rucksack aufsetzte, ging ich fast in die Knie. So schwer hatte ich ihn mir nicht vorgestellt.

«Gib ihn mir, Lore», sagte Chris, «meiner ist weniger schwer, den kann van Middelkoop tragen.»

«Das ist lieb von dir, Chris!» sagte ich. «Vielen Dank!»

«Une seconde», rief Monsieur Maltrait. «Das erste Stück ist schwierig. Es ist die ‚zone interdite‘. Bis zu einem gewissen Schafstall müssen Sie auf Schleichwegen über die Hügel, und zwar ziemlich schnell. Ich habe darum für die zwei Damen Räder besorgt und einen eigenen Passeur, der sie auf der normalen Strasse zu diesem Treffpunkt führen wird. – So können Sie Ihre Kräfte noch ein bisschen sparen», sagte er zu Loes und mir gewandt.

Wir lehnten dies Angebot sofort ab, weil wir bei unseren Männern bleiben wollten, aber Eddie überredete mich. «Du bist noch nicht gesund und musst jede Gelegenheit wahrnehmen, dir die Tour so leicht wie möglich zu machen!» Das sah ich zwar ein, aber mir wurde doch ein bisschen bänglich, als die ganze Gruppe, inklusive Loes, losmarschierte und mich allein zurückliess. «Wir sehen uns in drei Stunden», winkte Eddie mir tröstend zu. Der Passeur mit dem Fahrrad liess jedoch auf sich warten. Nach einer Stunde wurde ich unruhig, und nach zwei Stunden glaubte ich nicht mehr, dass er überhaupt noch kommen werde. Ich hockte verzweifelt in der Gaststube, und Monsieur Maltrait versuchte, mich mit einem Cognac aufzumuntern. Ein alter Mann mit einer Baskenmütze setzte sich zu mir, stützte das Kinn auf seinen Spazierstock und sagte fortwährend: «Vous allez souffrir, Madame, vous allez souffrir . . .» Dabei stiess er mit dem Stock auf den Boden, was mich noch nervöser machte.

Endlich erschien der Passeur, ein schmuddliges, unrasiertes Männchen, und sagte: «Machen Sie sich keine Sorgen, Madame, wir haben noch ein Viertelstündchen. – He, Maltrait, bring uns zwei Gläser! – Sie werden sehen, das wird Ihnen guttun. – A votre santé!»

Wir waren noch keine zweihundert Meter gefahren, da sahen wir in einiger Entfernung eine Strassensperre mit einem Rotlicht. «Merde», fluchte mein Begleiter, «da komme ich nicht durch. Für die ‚zone interdite‘ habe ich keine Papiere. Wir müssen zurück!»

Jetzt geriet ich in Panik. Waren die Deutschen etwa über unseren Konvoi informiert? Und hatten sie Eddie und die andern vielleicht schon festgenommen?

Monsieur Maltrait war sehr erstaunt, uns nach wenigen Minuten schon wiederzusehen. In einem Maschinengewehr-Französisch mit Andorra-Akzent erklärte ihm das Männlein, warum. Ich muss ziemlich elend ausgesehen haben, denn der Wirt legte seinen Arm um mich und versuchte, mich zu trösten.

«Ich habe eine Idee», sagte er mit aufmunterndem Lächeln, «aber ich muss Sie kompromittieren!»

«Das ist mir ganz egal. Kompromittieren Sie mich, soviel Sie wollen, bloss tun Sie's schnell!» Ich hatte eine Todesangst, Eddie und den Konvoi zu verpassen.

Monsieur Maltrait brachte mich nun selber zur Sperre, während der Passeur auf Umwegen die andere Seite erreichen und mich dort erwarten sollte. Ich hatte am Schlagbaum deutsche Uniformen erwartet; es waren aber, Gott sei Dank, französische. Im Schein einer Taschenlampe zeigte ihnen Monsieur Maltrait seine Papiere und flüsterte einem der

Polizisten etwas ins Ohr. Der musterte mich anzüglich, grinste Komplizenhaft und liess uns passieren.

Mit einem vielsagenden «Bon soir!» radelten wir weiter, und obwohl ich's mir denken konnte, fragte ich Monsieur Maltrait, was er dem Polizisten denn gesagt habe.

«Dass wir uns zu einem Schäferstündchen in den Wald zurückziehen wollen! Für sowas haben Franzosen immer Verständnis.»

An der verabredeten Stelle war der Passeur noch nicht eingetroffen, so dass wir weitere zwanzig Minuten warten mussten. Als er endlich auftauchte, erschien mir sein dunkler Kopf wie ein Engelsgesicht, und ich gab vor Glück Monsieur Maltrait einen dicken Abschiedskuss.

Nun setzten wir unsere Fahrt durch die Dunkelheit fort, wobei ich den Arm des Passeurs packte und mich von ihm ziehen liess, um Kräfte zu sparen. Als wir den Schafstall erreichten, war von der Gruppe nichts zu sehen. Erneut geriet ich in Panik, aber der Passeur beharrte darauf, dass sie ganz unmöglich schon vorbei sein könne. Mittlerweile war ich durchgefroren bis auf die Knochen und fürchtete mich vor einem Rückfall. Im Stall fanden wir eine Bank, und ich fragte den Passeur: «Darf ich mich mit meinem Rücken gegen den Ihren setzen? Dann wird mir vielleicht ein bisschen wärmer.» Er fand das ganz normal, und so warteten wir zusammengekauert etwa eine halbe Stunde, bis wir endlich Schritte hörten. Als ich Eddies strahlendes Gesicht in der Tür sah, war meine Erleichterung grenzenlos. Was mir die Abkürzung vielleicht an Körperkräften erspart hatte, war mir durch die Aufregung doppelt und dreifach wieder verlorengegangen.

Nach kurzer Rast marschierten wir alle zusammen weiter. Beim Überqueren eines Bahndammes

stellte sich einer der Passeure in einem langen schwarzen Cape zwischen die Gleise, drängte uns zur Eile und zählte uns durch. Irgend etwas schien aber nicht zu stimmen, denn er nahm Rücksprache mit seinem Kollegen und zählte ein zweites Mal: «. . . siebzehn, achtzehn, neunzehn.» Dann fiel sein finsterner Blick auf mich. «Caramba! Wer bis du? Wo kommst du her?» Drohend fuchtelte er mir mit der Taschenlampe vor dem Gesicht herum.

«Ich komme aus Foix», sagte ich schüchtern. Entweder verstand er mich falsch oder verwechselte mich mit einem Mädchen in Foix.

«Ja, und was machst du dann hier?» bellte er. «Mach, dass du nach Hause kommst!»

Ritmeister sprang dazwischen und versuchte, das Missverständnis aufzuklären. «Sie gehört zu uns! Ich verbürge mich für sie!» Und Eddie, der bisher an der Spitze gegangen war und nun herbeikam, ergänzte: «Ja, ja, ich kenne sie auch ziemlich gut. Ich bin mit ihr verheiratet.»

Alle lachten, auch der misstrauische Passeur, der jetzt erst begriff, dass wir nicht achtzehn, sondern neunzehn Personen waren.

Er hiess Pedro und war der Schlussmann unserer Gruppe. Sein langer, schmaler Kopf, die spitze Nase und die grässlichen schwarzen Zähne sahen zum Fürchten aus. An der Spitze ging sein Freund Juan, der ein bisschen älter war und ein breiteres Gesicht hatte. Beide waren wettergegerbte, zähe kleine Andorraner, welche Sandalen aus Autoreifen an den Füßen trugen und ein Kauderwelsch aus Französisch und Spanisch sprachen, das ich ziemlich gut verstand. Gut Kirschen essen war mit ihnen bei Auseinandersetzungen wahrscheinlich nicht; aber das konnte uns eigentlich nur recht sein.

In der ersten Stunde ging es nur über nahezu

flache Felder. Abgesehen von der ungemütlichen Dunkelheit, war das eigentlich ein Spaziergang. Trotzdem klopfte mir Loes auf die Schulter und bat mich, Juan zu sagen, dass er etwas langsamer gehen möge. Sie hatte durch das hohe Tempo in den ersten drei Stunden eine schmerzhafte Muskelzerrung im Bein und fürchtete, die Tour nicht durchzustehen.

Als ich Juan das sagte, brummte er, dass wir einen Monat unterwegs sein würden, wenn das so weiterginge, verlangsamte seine Schritte aber trotzdem. Auch der kräftige Belgier meckerte über unser Schnecken tempo, aber als ich ihm erzählte, was mit Loes passiert war und dass sie Angst habe, nicht durchzuhalten, legte er sich ihren Arm um die Schulter und schleppte sie auf diese Weise drei Tage und drei Nächte durchs Gebirge.

Auch ich hatte meine Probleme. Die Grippe hatte meine Kräfte so reduziert, dass ich schon bei der geringsten Steigung nach Luft schnappen musste. Dabei wurde unser Weg immer steiler. Die ganze Nacht ging ich wie ein Roboter, links-rechts, links-rechts, und erst in den Morgenstunden, als die Berglandschaft in phantastischen Herbstfarben aufglühte, konnte ich wieder durchatmen. Ich dachte an meinen Vater, der diese Jahreszeit, in der die Natur zu sterben beginnt, nicht mochte.

Plötzlich blieb Juan stehen. Vor uns lag eine Strasse, die wir überqueren mussten. Er schlich sich nach vorne, legte sein Ohr auf den Asphalt und winkte uns dann ungeduldig, ihm zu folgen. Auf Zehenspitzen liefen wir über die Fahrbahn und versteckten uns im Wald. Gleich darauf hörten wir Motorengeräusche und beobachteten aus dem Unterholz, wie drei deutsche Lastwagen vorbeiratterten, auf deren Plane schwarze Eiserne Kreuze aufgemalt waren.

Wir hatten die ganze Nacht nichts getrunken, denn die Führer hatten uns eindringlich davor gewarnt, Wasser aus einem Bach zu schöpfen. Jetzt am Tag wurde der Durst aber unerträglich, und während wir auf irgendwelchen Tierspuren durchs Unterholz stolperten, rissen wir Blätter von Bäumen und Sträuchern und leckten den Tau ab.

Stundenlang ging es durch den Wald bergauf, und manchmal entdeckten wir in der Ferne kleine Bergdörfer, deren Strohdächer sich beim Näherkommen aber regelmässig als Unterstände für Schafe entpuppten. Endlich – wir waren etwa zwölf bis dreizehn Stunden ununterbrochen auf den Beinen – kamen wir zu einer Blockhütte, der ersten Rast auf unserer Tour. Die Hütte war nur auf drei Seiten geschlossen und zum Tal hin offen, woher ein ziemlich kalter Wind blies. Während sich Juan und Pedro auf die Suche nach Milch machten, suchten wir anderen uns Schlafplätze. Einige stiegen über eine wacklige Leiter auf den Heuboden hinauf, andere krochen in einen alten Planwagen. Bevor wir uns, so gut es ging, zum Schlafen legten, wurde das letzte Brot verspeist, und die beiden Führer brachten gerade so viel Milch, dass jeder genau einen Schluck bekam. Da ich keinen Hunger hatte und dank meinen Coramin-Pillen auch nicht müde war, gab ich Chris mein Brot. Während die anderen um mich herum allmählich erschöpft zu schnarchen begannen, lag ich stundenlang hellwach.

Im Schutz der einbrechenden Dämmerung machten wir uns erneut auf den Weg. Über Baumstämme und Felsbrocken ging es weiter in die Höhe. Gelegentlich mussten wir über kleine Bergbäche springen, was bei zunehmender Dunkelheit immer schwieriger wurde. Schliesslich war die Nacht so pech-

schwarz, dass wir uns gegenseitig nicht mehr sehen konnten. Um Mitternacht ging der Mond auf, und die Luft wurde eisig.

Als wir abermals auf Schafunterstände stiessen, gestatteten uns Juan und Pedro eine weitere Rast. Steifgefroren, verkroch ich mich im Heu. Kaum hatte ich mich ausgestreckt, ertönte in nächster Nähe ein ohrenbetäubendes I-A-Geschrei – ein grosses schwarzes Tier bewegte sich direkt neben mir im Dunkeln. Was ich in meinem wahnsinnigen Schreck für eine Ausgeburt der Hölle hielt, erwies sich als ein harmloses Maultier, das, von uns gestört worden war.

An Schlaf war natürlich wiederum nicht zu denken. Die nur langsam abklingende Erregung, die Kälte, das Heu in Strümpfen und Kleidern und die quälenden Bergschuhe sorgten dafür, dass ich wach lag, bis Pedro um fünf die Schnarcher weckte.

Der Tag kam mit Regen und kaltem Wind. Vor die noch weit entfernten Bergkuppen schoben sich dunkle Wolken. Beim Aufsteigen zählte ich meine Schritte. «Die nächsten dreihundert schaffe ich auf jeden Fall», machte ich mir Mut. «Eins, zwei, drei . . .», höher und höher! Plötzlich, ich dachte, ich träume, tauchte, wie in einem Märchen, die Gestalt eines Schafhirten vor uns auf, der uns mit wehen-dem Haar, umgeben von seiner Herde, entgegenkam.

Gegen zwei Uhr nachmittags erreichten wir eine Hochebene. Die Passeure machten ein Feuer, und wir versuchten, notdürftig unsere Kleider zu trocknen. Pedro reichte den Weinsack herum, den er an einer Schnur um den Hals mit sich schleppte. Während er sich selber den Weinstrahl geschickt in die Kehle laufen liess, war es für uns Ungeübte ganz unmöglich, auch nur einen Tropfen zu trinken, ohne

die Kleider zu bekleckern. Erst nach der Rast merkten wir, warum Juan und Pedro, die sonst ständig zur Eile mahnten, selber eine Pause vorgeschlagen hatten. Jetzt ging es nämlich nicht mehr nur im Zickzack aufwärts, sondern von der Hochebene aus mussten wir fast senkrecht den Bergrücken hinauf. Zum ersten Mal bewährte sich das Kletterseil, das Eddie in Genf gekauft hatte. Wir banden es uns um die Taillen, und Eddie ging voran. Da ich aber immer wieder ausrutschte, spannte sich das Seil und drohte Eddie zu Fall zu bringen. Als guter Sportler fasste er jedoch immer wieder Fuss und zog mich, manchmal mit der Unterstützung von Cor van Bemmel, über die kritischen Stellen zu sich hinauf.

Auch Loes steckte in Schwierigkeiten. Sie stöhnte vor Schmerzen, und der Flame, auf den sie sich die ganze Zeit gestützt hatte, brauchte nun die Hilfe ihres Mannes, um sie in die Höhe zu bugsieren.

Wir waren so auf uns konzentriert, dass wir das mysteriöse Licht auf dem gegenüberliegenden Berg hang gar nicht sahen. Es bewegte sich in dieselbe Richtung wie wir, war aber so weit entfernt, dass nur die geübten Augen unserer Führer es bemerkt hatten. Die beiden schienen diese Erscheinung ernster zu nehmen, als sie aussah, und verlangten von uns, in gebückter Haltung weiterzugehen, damit man unsere Silhouetten weder von unten noch von der gegenüberliegenden Seite wahrnehmen könne.

Bevor wir auf den Bergkamm gelangten, war eine zweite, sehr steile Passage zu überwinden. Oben, von der Höhe aus, sahen wir dann 1'000 Meter unter uns im Tal grosse Staudämme und eine Barackensiedlung.

Juan erzählte uns, dass hier ein Elektrizitätswerk gebaut werde und dass in den Baracken etwa fünfzig Deutsche lebten. «An ihnen müssen wir vorbei,

koste es, was es wolle, denn es gibt keinen anderen Weg nach Süden.»

Wir warteten eine Stunde auf dem windigen Bergkamm, bis Juan und Pedro es für dunkel genug hielten, um den Abstieg zu wagen. Es war schwierig, den Weg zu erkennen. Immer wieder standen wir unvermittelt vor einem Abgrund und mussten erneut nach oben ausweichen, um eine andere Abstiegsmöglichkeit zu finden. Das wurde mit der Zeit selbst den Passeuren zu gefährlich, und sie beschlossen zu warten, bis der Mond aufgehe.

Kaum war es soweit, schoben sich Regenwolken davor, und es begann wie aus Kübeln zu schütten. «Mein Gott, wie lange soll das noch gehen?» Wir stellten diese Frage immer wieder, und die Passeure trösteten uns und sagten: «Oh, höchstens noch zwölf Stunden», aber man hörte ihnen an, dass das nicht stimmte. Unsere Situation war ausweglos: links vor uns ein gähnender Abgrund und unten im Tal die Deutschen als tödliche Gefahr. Jetzt verstanden wir auch, warum die Passeure bewaffnet waren.

Zweifellos wussten die Deutschen über Konvois wie den unseren Bescheid. Aber da sie Techniker waren, die ein Elektrizitätswerk bauten, waren sie nicht scharf darauf, sich in einen Schusswechsel einzulassen. Die Waffen waren also einerseits dazu da, die Deutschen von unbedachten Handlungen abzuhalten; andererseits ging das Gerücht um, dass die Passeure jeden aus ihrem Konvoi töteten, der nicht mehr weiterkonnte und zurückblieb. Sie konnten nicht riskieren, dass so jemand den Deutschen in die Hände fiel und die Fluchtroute verrät.

Dass dies mehr als nur ein Gerücht war, stellte sich nach dem Krieg heraus, als ein Passeur freigesprochen wurde, der 1942 einen erschöpften Flüchtling in den Pyrenäen erschossen hatte.

Eddie ging jetzt hinter mir und hielt mit aller Kraft das Seil, um mir den Abstieg zu erleichtern. Von Zeit zu Zeit mussten wir auf allen vieren kriechen, um auf dem regennassen Fels nicht auszurutschen. Plötzlich schrie Eddie: «Lore, halt dich fest!», und ich merkte, wie er an mir vorbeirutschte. Bevor ich noch irgendeinen Ast zu fassen bekam, riss mich das Seil ebenfalls um, und ich schlitterte hinter ihm her. Verzweifelt versuchte ich, Grasbüschel zu packen oder mich in der Erde festzukrallen, rutschte aber immer schneller und schoss sogar noch an Eddie vorbei. Dann gab es plötzlich einen schmerzhaften Ruck, das Seil schnitt durch die Kleider in meine Haut und bremste den Fall ab. Meine Füße fanden einen Halt, und einige Meter über mir sah ich Eddie auf dem Bauch liegen. Im letzten Moment hatte er sich an einem Strauch festhalten können. Keuchend lagen wir eine Weile da und versuchten, uns von dem Schreck zu erholen. Dann krochen wir auf allen vieren wieder nach oben, um den Anschluss an die Gruppe nicht zu verlieren. Der Abhang war so steil, dass wir bei jedem Schritt mit der linken Hand den Stock fest in den Boden ramnten, während wir uns mit der rechten Hand an Steinen, Sträuchern oder Wurzeln zu halten versuchten.

Kaum hatten wir uns innerlich wieder ein bisschen gefangen, verlor ich am Rand eines Felsens das Gleichgewicht, und jetzt war ich es, die schrie: «Eddie, halt mich!» Wieder gelang es ihm, einen Strauch zu packen, und er konnte mich absichern. Zwar baumelte ich, mit dem Kopf nach unten, in der Felswand, aber das Seil hielt.

Irgendwie kamen wir schliesslich unten im Tal an und näherten uns den Baracken. Die Vorhänge waren zugezogen, aber überall schimmerte Licht durch. Die Passeure hatten uns gewarnt, dass die

Deutschen bei gutem Wetter gerne spazierengingen, und so erwies sich der strömende Regen letztlich als ein Segen.

Aus den Unterkünften hörten wir Männerstimmen, und unsere Sinne waren aufs Höchste angespannt, als wir auf Zehenspitzen an den kaum drei Meter entfernten Fenstern vorbeischlichen. Zwar war das die gefährlichste Stelle, aber wir blieben auch weiterhin auf der Hut, denn irgendwo konnte ja immer noch ein Wächter oder gar eine Patrouille im Hinterhalt liegen. Ausserdem wurde die Schlucht, durch die wir jetzt unsern Weg suchten, immer enger, so dass wir uns im Notfall kaum hätten verstecken können. An beiden Seiten ragten die Felswände senkrecht empor, und der Weg führte zum grössten Teil durch das Geröll eines Bergbaches, der zwar nur wenig, aber doch immerhin soviel Wasser führte, dass wir nasse Füsse bekamen. Erst nach einer Biegung, ein paar hundert Meter weiter, wagten wir wieder, miteinander zu reden.

Hinter einigen riesigen Felsbrocken machten wir eine kurze Rast. Jetzt erst spürte ich die Blasen an meinen Füssen und merkte, dass meine Schuhe mit Blut verklebt waren. Die Männer rauchten und hielten dabei die Glut ihrer Zigaretten verdeckt. «Nom-de-Dieu!» Wie ein Tiger sprang Juan auf den französischen Matrosen los, der arglos ein Streichholz angezündet hatte. Er war in schlechtem Zustand, hinkte und war unterwegs öfters hingefallen.

Während die anderen rauchten, nahm ich tiefe Züge aus meiner Tube Kondensmilch. Bei dieser Rast in so unmittelbarer Nähe der Gefahr gaben mir der Duft des Grases, der Wind und die Regentropfen im Gesicht ein Gefühl von Freiheit und Dankbarkeit. Ich war froh, noch am Leben zu sein.

Das war unsere letzte Pause. Von nun an durch-

querten wir gespenstische Landschaften, die mir in Erinnerung geblieben sind, weil weit und breit kein Baum, kein Strauch, keine Hütte zu sehen waren, die uns Unterschlupf hätten bieten können. Einige Male glaubten wir, in der Ferne ein paar Schafställe oder ein Dorf zu erkennen, aber beim Näherkommen waren es immer nur seltsam geformte Felsen.

Wir waren schon wieder Stunden unterwegs, und die Frage: «Wie lange noch?» wurde stets häufiger gestellt. Sowohl Pedro als auch Juan antworteten jedes Mal dasselbe: «Nur noch zwölf Stunden!» Sehr gegen ihren Willen mussten sie das anfänglich hohe Tempo mehr und mehr drosseln, trieben uns aber trotzdem oder gerade deswegen immer wieder zur Eile an.

Als wir in einem Flussbett aufwärts kletterten und zwischen den Stromschnellen nach einigermaßen sicheren Trittsteinen suchten, benutzte ich im Dunkeln meine kleine Taschenlampe. Pedro lieh sie sich aus und leuchtete eine halbe Stunde lang den Weg für uns alle. Aber dann wurde er ungeduldig, weil es ihm zu langsam ging; er knipste die Lampe aus und stiess uns einfach ins Wasser. Das reichte fast bis zu den Knien und stieg immer höher, je wilder sein Lauf wurde.

Im Rauschen des Flusses waren die Stimmen der Passeur, die uns Zusammenhalten wollten, kaum mehr zu verstehen; wir schrien und schimpften alle durcheinander und stiessen die übelsten Flüche aus. An einem vorspringenden Felsen durften wir einige Minuten angelehnt Luft schöpfen, dann ging es weiter, stundenlang. Eddie quälten die Wanzenstiche am Hals, die sich durch Regen und Schweiß entzündet hatten und fürchterlich juckten. Das einzige Mal auf dieser Reise war er wirklich verzweifelt. «Wie lange dauert es denn nun noch wirklich?»

wollte er von Pedro wissen, und, wie nicht anders zu erwarten, lautete die Antwort abermals: «Zwölf Stunden!»

Irgendwann unterwegs war Eddies geliebte Baskenmütze abhanden gekommen, und als Schutz gegen den Regen gab ich ihm meine Kapuze, die er sich mit einer roten Schleife unter dem Kinn zusammengebunden hatte. Ich konnte mein Lachen nicht unterdrücken. Mit Wanderstab und Rucksack, den er wie einen grossen Buckel unter dem Mantel trug, sah er aus wie einer von Schneewittchens sieben Zwergen. Gerade, als ich ihm diese Beobachtung mitteilen wollte, fiel mir ein, dass es der 17. Oktober und sein Geburtstag war.

Gegen Morgen liess der Regen nach. Vor uns sahen wir blauen Himmel und schneebedeckte Gipfel, und Juan zeigte in der Ferne auf einen Berg und sagte: «Dahinter liegt Andorra!» Es sah noch sehr weit aus und war auch noch weit, aber nun hatten wir doch wenigstens unser Ziel vor Augen. Alles in allem hatten die beiden Pässeure wohl richtig gehandelt, als sie uns während der ganzen Tour über die Länge und die Schwierigkeiten der Tour im Unklaren liessen, denn manch einen hätte sonst wohl der Mut verlassen.

Noch im Laufe des Vormittags erreichten wir die Schneegrenze, von wo aus es steil zum Gipfel in 2'400 Meter Höhe hinaufging. Ich stiess meine Schuhspitzen fest in den Schnee, um meine Füsse, die in den durchnässten Schuhen die reinsten Eisklumpen waren, ein bisschen zu erwärmen. Streckenweise krochen wir auch wieder auf allen Vieren, Eddie voran.

Eine Stunde vor dem Ziel gaben Ritmeister und Middelkoop auf. Beide krümmten sich vor Leibscherzen, und man konnte sehen, dass sie absolut

am Ende waren. Schliesslich sackte einer nach dem andern in den Schnee, und Ritmeister keuchte: «Lasst mich hier liegen, ich kann nicht mehr!» Hinterher erfuhr ich, dass sie, trotz der wiederholten Warnungen, Wasser aus einem Bach getrunken hatten.

Chris bekam einen Wutkoller, nahm Ritmeesters Tasche und warf sie in die Schlucht. Dann trat er den beiden in den Hintern und schrie: «Vorwärts! Wir sind in einer Stunde in Andorra. Ihr könnt jetzt nicht aufgeben! Ihr müsst weiter!» Aber es ging wirklich nicht mehr. Die beiden lagen stöhnend und mit geschlossenen Augen am Boden, und wir mussten sie ihrem Schicksal überlassen. So dicht an Andorra war das Juan und Pedro jetzt egal, denn die Gefahr, dass die Deutschen hier oben jemanden fanden, war denkbar klein, und die Hoffnung bestand, dass sie doch noch nachkommen würden.

Wie eine geschlagene Armee schleppten wir uns zum Gipfel empor, der die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Andorra bildet. Da Eddie und ich an der Spitze gingen, kamen wir mit den Passeuren als erste oben an. Unter uns erstreckte sich im Sonnenlicht ein malerisches Tal mit grünen Wiesen, braunen Äckern und hier und da ein paar Schneeflecken. Trotz meiner totalen Erschöpfung ergriff mich ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Mit einer stolzen Geste zeigte Pedro nach unten. «Es mi tierra», sagte er. «Da bin ich zu Hause.»

VON ANDORRA NACH MADRID

Wir hatten es geschafft. Zwar war Andorra noch nicht Spanien und Spanien noch nicht England, aber die schwierigste und gefahrvollste Etappe der Reise lag hinter uns. Die beinahe 100 Kilometer, die wir in drei Tagen und drei Nächten marschiert, geklettert, gekrochen und gefallen waren, spürte ich nicht nur in meinen Beinen, sondern im ganzen Körper.

Die Hausdächer, die tief unter uns lagen, waren zweifellos keine Fata Morgana. Mit federnden Schritten, die Schwerkraft ausnutzend, gingen wir hinab und fühlten kaum noch das eigene Körpergewicht. Es ging so flott, dass ich sogar die beiden Passeuré überholte. «Mira esta cabrita!» sagte der eine, und ich musste lachen, weil sie mich mit einer Gemse verglichen.

Das Dörfchen hiess El Serrât, und in einer der Hütten durften wir uns ausruhen. Die Türöffnung war so niedrig, dass wir nur gebückt hineingehen konnten. Einen Augenblick blieb ich im Eingang stehen, um mich an die Dunkelheit zu gewöhnen. In der Ecke knisterte ein Feuer, und darüber hing an einer Kette ein Topf. Eine Frau rührte mit einem Holzlöffel darin, während ihr Mann still daneben sass und in die Flammen starrte. Durch einen Mauerschlitzz drang nur wenig Tageslicht in den Raum, in dem ich ein paar Schemel und ein Metallbett an der Wand erkennen konnte. Nach und nach fanden sich alle Mitglieder unserer Gruppe in der Hütte ein. «Ich bin am Ende!» stöhnte Chris und liess sich sofort aufs Bett fallen. Die andern setzten sich ans Feuer und zogen ihre nassen Schuhe und Socken

aus. Nur Eddie blieb stehen. Er diskutierte mit einem der Passeure, und dann zog er mich nach draussen. «In Ordino, nur etwa zehn Kilometer von hier, gibt es ein Hotel. Komm, lass uns dort hingehen.»

«Liebling», sagte ich, «ich bin völlig erschöpft und kann keinen Schritt mehr weiter! Wirklich, ganz ausgeschlossen! Alles hat seine Grenzen.»

Aber Eddie blieb stur. «Die Strasse ist eben, und im Hotel haben wir wenigstens ein richtiges Bett. Los, gib dir einen Ruck!»

Ich fügte mich und wankte die ganze Strecke von El Serrât bis Ordino im Halbschlaf dahin. Ich konnte mich nicht mehr aufrechterhalten; ich lief vornübergebeugt, meine Hände berührten fast den Boden, die Beine waren schwer wie Blei und schienen sich unabhängig von mir zu bewegen. Mehr tot als lebendig fanden wir schliesslich das Hotel, das sinnigerweise ‚Coma‘ hiess. Niemand vom Personal zeigte sich über unser verwildertes Aussehen erstaunt oder stellte irgendwelche Fragen. Jedem schien klar zu sein, woher wir kamen. Eine Frau führte uns in ein kleines Zimmer, und ich liess mich mit dem Gefühl aufs Bett fallen, nie mehr aufstehen zu können. Drei Nächte hatte ich kein Auge zuge-macht und mich mit Pillen wachgehalten, um die Tour durchzustehen. Jetzt war mein Körper am Ende. Aber Eddie zog mich am Arm wieder hoch. «Aufstehen», sagte er streng, «erst wird gegessen!»

Er hatte recht, denn durch das Fieber und die Anstrengungen hatte ich viel Gewicht verloren, und da wir das Ziel unserer Reise noch längst nicht erreicht hatten, musste ich bei Kräften bleiben. Das Schlimmste war, dass ich gar keinen Hunger hatte und trotzdem eine Stunde aufs Essen warten musste. In Spanien geht man bekanntlich spät zu

Tisch, eine Sitte, die ich in diesem Moment verfluchte. Schliesslich standen aber doch in Olivenöl schwimmende Spiegeleier vor uns, und danach gab es Schaffleisch mit Karotten, was wir, halb schlafend, in uns hineinquälten.

Am Morgen erwachte ich mit einem Gefühl vollkommener Zufriedenheit. Tageslicht fiel durch die Fenster, und neben mir hörte ich Eddie regelmässig atmen. Ein Blick auf seine Armbanduhr zeigte mir, dass wir zehn Stunden geschlafen hatten. Durch meine Berührung wurde er wach, räkelte und streckte sich mit lauten Seufzern und sagte schliesslich: «Guten Morgen, mein Schatz. Hast du auch so gut geschlafen? – Los, los, aufstehen! Wir müssen nochmal zurück nach Foix. Ich hab’ was liegen gelassen!»

Sein skurriler Humor war also nicht auf der Strecke geblieben.

«Ach, das macht nichts!» antwortete ich. «Ich komme gerne nochmal mit, muss mich nur rasch fertigmachen.»

Als wir zum Frühstück runterkamen, waren die andern ebenfalls im Hotel eingetroffen – zu meiner Erleichterung auch Ritmeester und van Middelkoop, die unterwegs liegengeblieben waren. Nur Chris fehlte, was mich aber nicht wunderte, denn Jan hatte mir ja erzählt, wie sehr sich Chris von der Gestapo verfolgt fühlte und dass er nicht bereit war, auch nur das kleinste Risiko einzugehen. Der spanischen Grenzpolizei in die Hände zu fallen, konnte bei den guten Beziehungen zwischen Madrid und Berlin bedeuten, nach Deutschland ausgeliefert zu werden.

Auf der Veranda musterte ich unseren zerlumpten und ausgemergelten Verein. Die Schuhe und Stiefel, die die Männer am offenen Feuer getrocknet hatten,



Die Ruinen von Hertzbergers Bekleidungsfabrik nach dem Bombenangriff auf Rotterdam 14. Mai 1940.



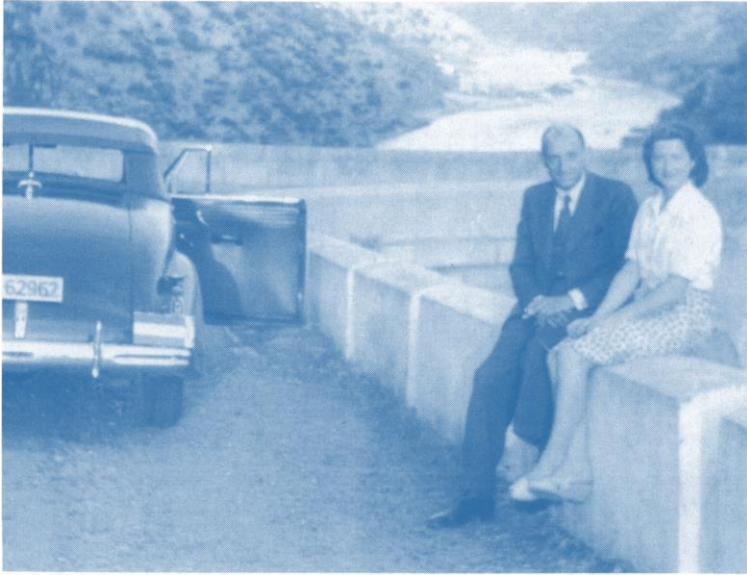
Langsam aber sicher zeigte der Besetzer sein wahres Gesicht.



Lore vor der Orny-Hütte in der West-Schweiz auf 2'800 m Höhe. Bergsteigen als Vorbereitung auf die geplante Pyrenäen-Überquerung.



Le Serrât, das erste Dorf in Andorra.



Unterwegs von Madrid nach Sevilla mit Van Heuven Goedhart, 1944 Justizminister der holländischen Exilregierung in London, 1951 Hoch-Kommissar für Flüchtlinge und 1954 Friedens-Nobelpreisträger.

waren so eingegangen, dass – um sie wieder tragbar zu machen – deren Kappen aufgeschnitten werden mussten.

In der Nähe der Fenster lagen in Liegestühlen zwei amerikanische Piloten, die über Frankreich abgeschossen worden waren und die wie wir die Pyrenäen überquert hatten. Ihre verletzten Füße waren mit Tüchern umwickelt, denn sie hatten unterwegs ihre verräterischen Fliegerstiefel weggeworfen und nirgendwo andere Schuhe bekommen.

Ritmeester und van Middelkoop erzählten uns, wie sie es doch noch geschafft hatten. Nach einer kurzen Ruhepause waren sie auf allen Vieren bergauf gekrochen, und als sie vom Gipfelgrat aus das Ziel in Reichweite sahen, hatten sie ihre letzten Kräfte für den Abstieg und den Rest des Weges mobilisiert. «Dabei habe ich wieder beten gelernt», sagte van Middelkoop.

Beim Frühstück warnte uns der Besitzer des Hotels, dass wir uns nicht einbilden sollten, hier in Sicherheit zu sein. «Manchmal kommen Deutsche ins Hotel. Und es wäre nicht das erste Mal, dass die Gestapo Flüchtlinge kidnappt und über die Grenze zurückschafft.» Wir hielten also Kriegsrat und beschlossen, Andorra so schnell wie möglich zu verlassen, auch wenn uns ein weiterer langer Fussmarsch bevorstehen sollte.

Am nächsten Morgen machten wir uns früh auf den Weg, und die Rucksäcke und aufgeschnittenen Stiefel taten abermals ihren Dienst. Einer, der absolut nicht mehr in seine Schuhe hineinkam, hatte sich nach dem Vorbild unserer Passeure aus Autoreifen zwei Streifen geschnitten und mit Schnur unter die Füße gebunden.

Auf ziemlich ebener Strasse gelangten wir zum Städtchen Las Escaldes; aber was unter normalen

Umständen ein harmloser Spaziergang gewesen wäre, erwies sich für unseren völlig erschöpften Trupp als eine weitere qualvolle Strapaze. Alle fünf Minuten musste Eddie mich antreiben, und ich schwor mir im Stillen, niemals mehr zu Fuss zu gehen, wenn ich dieselbe Strecke auch fahren könnte.

In Andorra gab es tatsächlich eine Buslinie, die mehrmals täglich über die Grenze nach Spanien pendelte. Weil wir am Zoll aber nicht direkt der Guardia Civil in die Arme laufen wollten, trauten wir uns nicht, einzusteigen. Schliesslich hatten wir über die katastrophalen Zustände in den spanischen Gefängnissen und Internierungslagern genug gehört, um den schwarzen Dreispitzen aus dem Weg zu gehen.

Guter Rat war also teuer! Unentschlossen standen wir herum, diskutierten und wussten nicht, was tun. Bis Eddie schliesslich der Kragen platzte. «Wir können nicht den Rest unserer Tage in Las Escaldes verbringen, Leute! Ich nehme den Bus über die Grenze nach Seo de Urgel und rufe den niederländischen Konsul in Barcelona an, um zu hören, was er uns rät. Von dort schicke ich euch dann eine Nachricht!»

Ich begleitete ihn zur Bushaltestelle. Klein, mit braungebranntem Gesicht und ramponierter Kleidung fiel er zwischen den anderen Wartenden gar nicht auf. Bevor er in den Bus stieg, gab er mir noch einen flüchtigen Kuss. Ich schaute dem Bus nach, hin- und hergerissen zwischen dem Stolz auf meinen tapferen Mann, der sich als einziger von unserer Gruppe auf ein solches Risiko einliess, und der Angst, dass man ihn in Spanien augenblicklich verhaften könnte. Zitternd und zagend ging ich in das kleine Hotel zurück.

Gegen die Zeit, wo Bericht von ihm erwartet werden konnte, setzte ich mich in die Nähe des Eingangs. Van Bommel gesellte sich zu mir. «Eddie ist ein Mordskerl», meinte er strahlend.

«Er ist schon in Seo de Urgel», konnte ich ihm voll Stolz mitteilen. «Soeben habe ich ein Telegramm erhalten: ‚Suivez instructions stop partez tous ce soir. Hertzberger Hotel Andria’.»

Nach vielleicht zwei Stunden betrat ein Einheimischer das Hotel und schaute sich suchend um. «Kommen Sie aus Seo de Urgel? Ich bin Frau Hertzberger.» An seinem zahnlosen Grinsen erkannte ich, dass ich den Richtigen angesprochen hatte. «Alle Achtung für Ihren Mann, Señora», sagte er, als ich ihn zu einem Glas Wein einlud. «Ich sass neben ihm im Bus. Alle mussten wir am Zoll unsere Papiere zeigen. Ihr Mann stieg aus, ging um den Bus herum und stieg auf der anderen Seite wieder ein. Nur der Fahrer hat das gemerkt und ihm geraten, sich in Seo de Urgel bei der Polizei zu melden. – Hier ist übrigens die Nachricht, die ich Ihnen überbringen soll.»

Mit einem «muchas gracias» nahm ich den Zettel und lief schnell zu den andern, um ihnen vorzulesen, was Eddie geschrieben hatte.

«Ich habe grosses Glück gehabt, dass ich ohne Probleme über die Grenze gekommen bin. Unser Konsul in Barcelona gibt euch für den Grenzübertritt folgende Instruktionen: Alle Papiere, die ein Geburtsdatum tragen, sind abzuändern oder zu vernichten. Männer, die nach Spanien einreisen wollen, müssen unter 18 oder über 40 sein, also nicht mehr militärdienstpflichtig, sonst erwartet sie das Gefängnis. Nicht vergessen: bei Datumsänderung auch die äussere Erscheinung dem neuen Geburtsdatum anpassen!»

Sofort begannen alle Männer, ihre Pässe zu korrigieren. Das Blatt mit dem Geburtsdatum wurde herausgerissen und das neue Datum mit Tinte auf einer anderen Seite eingetragen. Blieb zu hoffen, dass die spanische Grenzpolizei nicht wusste, wie ein offizieller niederländischer Reisepass aussah. Kein Zollbeamter nördlich der Pyrenäen hätte sich durch solchen Schwindel täuschen lassen.

Anschliessend kam das grosse Verkleiden. Die Jüngeren versuchten krampfhaft, jünger als 18 auszusehen, was sie durch eine makellose Rasur, modisch verstruwelte Haare und einen offenen Hemdkragen zu erreichen hofften. Die Älteren puderten sich die Haare grau, knöpften Hemd und Mantel zu und übten vor dem Spiegel, wie sie ihre Falten möglichst noch betonen konnten.

«Haare nach hinten kämmen!» sagte ich streng zu Ritmeester. «Das macht älter.» Die schwierigsten Fälle waren diejenigen, die sich nicht entscheiden konnten, ob sie sich jünger als 18 oder älter als 40 machen sollten, weil beides gleich unwahrscheinlich war. Van Bommel kam auf mich zu. «Du älter als 40?» rief ich. «Das nimmt dir keiner ab.» Er entschied sich dann für unter 18, und mindestens sein Reisepass sah mit dem neuen Geburtsdatum 1925 ganz glaubwürdig aus.

Nachdem die Maskerade beendet war, gingen wir zur Bushaltestelle. Der Bus war gerammelt voll, und wir standen dicht an dicht. Ich versuchte, meine Nase möglichst hochzuhalten, um dem landesüblichen Knoblauchduft auszuweichen. Als wir an der Grenze ankamen, war mir speiübel. In der Abfertigungsschlange fummelten alle nervös an ihren gezinkten Pässen herum, bis sie schliesslich vor einem der Polizisten standen, deren Aufgabe es war, die

Passfotos pedantisch genau mit den dazugehörigen Gesichtern zu vergleichen.

Einer nach dem andern durfte die Kontrolle passieren, und die meisten konnten ihre Erleichterung nur schlecht verbergen. Ausgerechnet unser Belgier, der sich so phantastisch benommen hatte und ohne welchen Loes niemals über die Berge gekommen wäre, wurde zurückgehalten.

Mich liess man, nach einem flüchtigen Blick in den Pass, anstandslos passieren. Nur der Zoll machte Schwierigkeiten. Der Beamte, der meinen Rucksack inspizierte, entdeckte sofort Eddies Fahrtenmesser, nahm es heraus und legte es in eine Schublade. «Sie können gehen», sagte er dann. «Das gehört meinem Mann; sein Lieblingsmesser», protestierte ich. «Es bedeutet ihm sehr viel. Geben Sie es mir bitte zurück!»

Keine Reaktion. Ich war heilfroh, dass er die anderen Sachen nicht gefunden hatte: die Zigaretten, in denen das Geld steckte, und das Nähetui mit dem doppelten Boden; gar nicht zu reden vom Füllfederhalter mit den Mikrofilmen. Da mir aber noch die Leibesvisitation durch eine Zollbeamtin bevorstand und ich Zeit schinden wollte, quengelte ich absichtlich wegen des Messers herum, bis der Mann endlich genug hatte und es mir zurückgab.

Bevor ich weiterging zu seiner Kollegin, stellte ich meinen Rucksack mit gespielter Gleichgültigkeit auf eine Bank, um die Beamtin nicht in Versuchung zu führen, auch ihrerseits nochmal einen Blick hineinzuworfen. Auf die Idee kam sie aber Gott sei Dank auch gar nicht, und nachdem sie mich mit groben Händen von Kopf bis Fuss abgetastet hatte, durfte ich das Zollhaus verlassen, und mit Unschuldsmiene nahm ich meinen Platz im Bus wieder ein. Wir hätten vor Freude tanzen können.

An der Bushaltestelle in Seo de Urgel wartete Eddie und drückte mich so fest an sich, als hätten wir uns monatelang nicht gesehen. Er hatte in einem Hotel Zimmer für uns alle reserviert.

Nun kamen wir endlich ein bisschen zur Ruhe. Wenn wir in den folgenden Tagen nicht schliefen, was meistens der Fall war, machten wir Einkäufe und bummelten durch die Stadt. Eddie schickte an Onkel Job und Tante Betty in Genf ein Telegramm, um ihnen mitzuteilen, dass wir in Sicherheit waren: «Le fils / accouchement très dur / mère excellente santé / details suivent / edmond berger.» (Der Sohn/ schwere Geburt/ Mutter bei ausgezeichneter Gesundheit/ Einzelheiten folgen.)

Dass wir der Gestapo, der französischen und der spanischen Polizei ein Schnippchen geschlagen hatten, konnten wir immer noch nicht richtig glauben. Das Allerschlimmste, so hofften wir, lag hinter uns. Nun würde der Kampf mit den spanischen Behörden beginnen, und was die mit uns im Sinn hatten, war nur schwer vorhersehbar.

Die Antwort kam an unserem fünften Tag in Seo de Urgel. Von der Guardia Civil wurden wir in einem Bus nach Lérida verfrachtet und bis auf weiteres im Hotel ‚Fonda de Agramunt‘ einquartiert, das wir nur verlassen durften, um uns jeden Morgen bei der Polizei zu melden und uns in den Gassen dieses trübsinnigen Städtchens ein bisschen die Beine zu vertreten. Das Hotel war ordentlich und roch nach Schmierseife und säuerlichen Desinfektionsmitteln. Wegen der hohen Zimmerdecken und kahlen Fliesenböden klangen alle Geräusche hohl, und die trüben Deckenfuzeln und nicht-vorhandenen Fenstervorhänge verliehen dem Ganzen die Gemütlichkeit eines Wartesaals dritter Klasse.

Eines Tages hatte ich Zimmerarrest, weil mein Kostüm mit dem Schmutz aus vier Ländern endlich gereinigt werden konnte. Die Frau des Wirtes hatte offensichtlich Mitleid mit mir, da ich mager und bleich aussah. «Señora, wollen Sie etwas für meine Kinder stricken, dann könnten Sie ein bisschen Geld verdienen?» Ich war gerührt von diesem Angebot, wimmelte es aber höflich ab. Sie konnte nicht wissen, dass ich wenigstens ein Jahr für einen Pullover benötige.

Hin und wieder wurde die Eintönigkeit unserer Existenz durch den Besuch eines hochgewachsenen spanischen Herren unterbrochen, der sich immer nur im Regenmantel zeigte und auf den wohlklingenden Namen José Tous Giranes hörte. Er erkundigte sich nach unserer Gesundheit, gab uns praktische Tips und fragte stets, ob er etwas für uns tun könne. War er vielleicht ein Beauftragter des niederländischen Konsulates? Nein, sagte er bescheiden, er arbeite hier in Lérida für die niederländische Fima Philips und wolle nur behilflich sein. Vom Hotelbesitzer hörten wir, dass im Auftrag von Senor Tous täglich warme Mahlzeiten aus der Hotelküche in das nahegelegene Gefangenenlager geliefert wurden, und zwar für eine Anzahl niederländischer (Englandfahren, die beim Grenzübertritt nach Spanien gestrandet waren. Frau Tous kümmerte sich um die Kranken im Lager und vermutlich hatten wir es dem Einsatz dieses Paares zu verdanken, dass unser Aufenthalt in Lérida nicht von allzu langer Dauer war. Nach drei Wochen, am 19. November, beorderten uns die spanischen Behörden nach Madrid.

Viel zu früh am Morgen standen wir mit unserem kläglichen Gepäck in der Hotelhalle und warteten

auf die Guardia Civil, die uns erst Stunden später zum Bahnhof führte. Der Zug war so überfüllt, dass wir von Lérida bis Madrid im Gang stehen mussten, während es sich unsere Bewacher auf Klappstühlen bequem machten, den Karabiner immer zwischen den Knien. Aber wir hatten schon Schlimmeres mitgemacht, woran uns die trostlosen Ruinen des Bürgerkrieges erinnerten, die draussen an den Fenstern vorbeiglitten.

In Madrid löste sich unsere Gruppe auf und ging nicht ohne Emotionen auseinander. Wir hatten uns in der Not kennengelernt, unsere gegenseitigen Schwächen und Stärken in extremen Situationen erlebt, Verzweiflung und körperliche Leiden miteinander geteilt; da ist es schon ein merkwürdiges Gefühl, wenn man plötzlich ins normale Leben zurückkehrt, sich die Hände schüttelt und «Hasta la vista!» sagt.

Eddie und ich wurden im Hotel ‚Nueva York‘ einquartiert, mit der Verpflichtung, uns jeden dritten Tag bei der Polizei zu melden. Unsere Erwartung, dass die niederländischen Diplomaten uns mit offenen Armen empfangen würden, erwies sich gleich bei unserm Antrittsbesuch im Generalkonsulat als Irrtum. Dort war man zwar sehr korrekt und freundlich, aber die meisten Mitarbeiter machten nicht den Eindruck, als habe der Krieg in Europa irgendetwas mit ihnen zu tun. Die meisten waren gleich nach der Machtübernahme Francos ins Land gekommen und hatten die Schrecken des Krieges nicht am eigenen Leib verspürt. Im ‚neutralen‘, aber faschistischen Spanien, wo man den Deutschen nach dem Munde redete, waren sie als Vertreter eines von den Deutschen besetzten Landes eigentlich nur geduldet, und so hatten sie Angst, dass der wachsende

Strom von Englandfahrern die spanische Regierung verstimmen könnte.

Da der Konsul erkrankt war, wurden wir von seinem Vertreter empfangen. Er fragte nach unseren Personalien und wollte möglichst alles über unsere Flucht in die Schweiz und die ‚Reise‘ nach Spanien erfahren. Feierlich legte ich ihm den Füllfederhalter mit den Mikrofilmen auf den Tisch. «Diesen Stift haben wir von Herrn Van Niftrik erhalten, mit dem Auftrag, ihn gleich nach unserer Ankunft dem Konsulat zu übergeben», erklärte ich. «Die Filme sollen umgehend nach London geschickt werden.» – «Wo auch wir so schnell wie möglich hinwollen», hakte Eddie ein, «weil ich mich dort den niederländischen Streitkräften anschliessen will. Wie kommen wir am schnellsten an ein britisches Visum?»

Über soviel Naivität konnte der Vizekonsul nur den Kopf schütteln. «Die Britische Botschaft ist bei der Visaerteilung sehr zurückhaltend», sagte er mit-leidig. «Vorerst werden Sie wohl hier in Spanien bleiben müssen.»

«Na, das werden wir ja sehen!» Eddie war fest entschlossen, das angestrebte Ziel ohne grosse Umwege zu erreichen.

Nachdem wir einen Vorschuss auf seinen Offizierssold ausgezahlt bekommen hatten, wurden wir verabschiedet und mit sichtlicher Ungeduld zum Ausgang begleitet. Nun waren wir registriert und unser Fall ein weiteres Dossier in den ohnehin schon überfüllten Archiven des Konsulats der Niederlande.

Ein paar Tage später bekamen wir einen Anruf von Jan Somer, was uns überraschte, weil wir ihn in London vermuteten.

«Hallo, wie geht's euch? Ich habe gerade in der Gesandtschaft gehört, dass ihr's geschafft habt.

Herzlichen Glückwunsch! Ich muss euch dringend sprechen. Möglichst heute noch!»

Jan hatte offensichtlich nichts von seiner unbändigen Energie und seinem leicht überzogenen Selbstbewusstsein eingebüsst. Während des Essens in einem kleinen Bistro verbreitete er eine Nervosität, als stünde das Nachbarhaus in Flammen – was im übertragenen Sinne ja durchaus zutraf. Als Chef des niederländischen Nachrichtendienstes war er in geheimer Mission aus London herübergekommen, um wenigstens eines der vielen Feuer zu löschen. Es ging um die katastrophalen Umstände, unter denen viele in Spanien gestrandete Englandfahrer leben mussten. Mehr als dreihundert warteten unter strenger Polizeikontrolle allein in Madrid auf ihre Weiterreise, und viele hundert waren an der Grenze geschnappt worden und sassen nun in spanischen Gefängnissen und Lagern.

Jan war gerade aus dem Konzentrationslager Miranda de Ebro zurückgekommen, wo er sich, in Begleitung eines Herrn von der Gesandtschaft, als Vertreter des Niederländischen Roten Kreuzes ausgegeben hatte.

«Ihr habt keine Vorstellung, was man dort hört und sieht», erzählte er. «Die Leute sind kahlgeschoren. Sie werden genauso behandelt wie die spanischen Häftlinge und müssen zwischen Ratten und Wanzen in unbeschreiblichem Dreck leben. Auf ihre Briefe an die Gesandtschaft haben sie bis heute keine Antwort erhalten. Während Belgier, Polen, Briten und Amerikaner durch die Intervention ihrer Diplomaten besondere Zuteilungen an Essen und Kleidung erhalten und nach einer gewissen Zeit das Lager verlassen dürfen, kümmert sich kein Mensch um die Holländer, die man dort einfach verrotten lässt. Einige, die sogar von den Spaniern offiziell

entlassen worden sind, müssen weiter im Lager bleiben, weil sich kein holländischer Konsulatsvertreter findet, der sie abholt und übernimmt. – Eine unglaubliche Schweinerei!»

Mit dem Begleiter von der Gesandtschaft hatte Jan eine besonders peinliche Situation erlebt. Einer der Internierten erkannte den Mann wieder und rief: «Der Kerl war doch im vorigen Jahr schon mal hier! Da hat er uns geraten, schnellstens nach Holland zurückzukehren. Seither haben wir nichts mehr gehört!» Tatsächlich hatte sich seit zwölf Monaten kein Vertreter der Gesandtschaft in einem der Lager oder Gefängnisse blicken lassen.

«Hör zu, Eddie, ich brauche dich», sagte Jan. «Du wirst hier der Leiter des Niederländischen Geheimdienstes BI (Büro Inlichtingen) und sorgst dafür, dass unsere Leute aus den Lagern geholt und nach England geschleust werden.»

Eddie wehrte ab. «Ich wüsste gar nicht, wie ich das machen sollte. Ausserdem wollen wir ja selbst nach England. Schliesslich bin ich Offizier und kein Diplomat. Es ist doch wohl die Aufgabe des Konsulats, die Leute nach England zu bringen!»

«Aber die sind doch ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen!» beharrte Jan. «In England warten wir händeringend auf jeden Mann, und hier hocken sie zu Hunderten herum, und keiner hilft ihnen, aus Spanien wegzukommen. Die Sache ist von grösstem alliierterem Interesse. Die Briten sind äusserst vorsichtig bei der Erteilung von Einreisevisa, weil sie Angst haben, dass Verräter und Agenten eingeschleust werden. Sie verlangen, dass die Englandfahrer hier in Spanien zuerst auf ihre politische Zuverlässigkeit überprüft werden. Und das wird in Zukunft deine Aufgabe sein! Du wirst jeden, der nach England will, einer strengen Prüfung unterzie-

hen, und wer sie besteht, wird umgehend zu uns geschickt. Du bist Offizier, und dies ist ein militärischer Auftrag!»

Dagegen war nun kaum etwas zu sagen, und so gab Eddie nach!

Als er sich mit der Idee schliesslich abgefunden hatte, zögerte er auch nicht lange, sondern konzentrierte sich voll und ganz auf die neue Aufgabe. Dazu annektierte er das Wartezimmer des Konsulats und begann mit der «Trümmerbeseitigung», wie er es nannte. Die bestand vor allem im Sortieren und Weiterleiten der Briefe, die überall aus Schubladen und Schränken hervorquollen, und im Anlegen einer längst überfälligen Kartei, die alle in Spanien lebenden Niederländer umfassen sollte. Ausserdem machte Eddie einen Antrittsbesuch in der Britischen Botschaft, um dort seine Aufgabe zu erklären und über die Erteilung von Visa für Englandfahrer zu verhandeln. Von morgens bis abends klapperten drei Schreibmaschinen um ihn herum, und er steckte sich Watte in die Ohren, um konzentriert arbeiten zu können. Die vertraulichen Gespräche fanden in unserem Hotelzimmer statt.

Aus dem ‚Nueva York‘ waren wir ins bessere ‚Capitol‘ umgezogen, und am ersten Abend erwischte ich meinen Herrn Gemahl, wie er auf allen vieren durchs Zimmer kroch und nach versteckten Mikrofonen suchte. Das war nicht ganz so abwegig, wie es sich vielleicht lesen mag, denn Madrid war damals eine Zentrale der deutschen Spionage, und Eddies Arbeit interessierte die Deutschen natürlich brennend.

Dass wir praktisch Wand an Wand mit dem Feind lebten, kam mir erst zu Bewusstsein, als ich eines Morgens beim Portier ein Taxi verlangte. Neben mir am Desk stand ein grosser, gutaussehender

Herr, der mich unentwegt anstarrte. «Wollen Sie mein Taxi haben, gnädige Frau? – Dann warte ich selbstverständlich!» sagte er in gepflegtem Hochdeutsch.

Wie von der Tarantel gestochen stürzte ich aus dem Hotel und nahm auf der Strasse den erstbesten Wagen, der anhielt. Nach den Erfahrungen der letzten Jahre plötzlich meine Muttersprache zu hören, die ich schon so gut wie verdrängt hatte, erfüllte mich mit blankem Entsetzen.

Unser neuer Status hatte auch gesellschaftliche Folgen. Der niederländische Gesandte Schuller tot Peurssum lud uns zu einem Lunch zu Ehren von Jan Somer in seine Residenz ein. Ausser Jan und uns war noch ein vierter Gast geladen, nämlich Harry Linthorst Homan, der gerade aus den Niederlanden eingetroffen und auf der Durchreise nach London war.

Unser Gastgeber war ganz Diplomat alter Schule, zog dauernd die Augenbrauen hoch und würzte das Gespräch an passender Stelle mit feinsinnigen Anekdoten. Einen tiefen Eindruck machte mir seine Frau Marida, die mit ihrem jugendlichen Gesicht und schlohweissen Haaren eine auffallend schöne Erscheinung war. Eddie, als neuernannter Bevollmächtigter für den Geheimdienst, war ihr Tischherr, und mit grossem Geschick lenkte sie das Gespräch immer wieder auf Themen, die mit seiner Aufgabe zusammenhingen und ihn interessieren mussten. Während die Diener mit weissen Handschuhen die Silberplatten herumreichten, sprachen wir über das Elend unserer in Madrid gestrandeten Landsleute. Der Gesandte war über deren Benehmen äusserst erzürnt. «Diese jungen Leute treiben sich hier einfach rum und belagern die Gesandt-

schaft», klagte er. «Man sollte es nicht für möglich halten: sie stehlen sogar Reisepässe!» Erst am Vortag hatte es Schwierigkeiten mit der spanischen Polizei gegeben, weil «ein paar von diesen Strolchen» Möbel aus ihrem Hotel auf dem Flohmarkt verkauft hatten. Einige Nichtsnutze hatten es sogar fertiggebracht, sich in alkoholisiertem! Zustand an ein über die Strasse gespanntes Kabel zu hängen und daran zu schaukeln. Natürlich war es gerissen, und in einigen Ministerien fiel stundenlang das Telefon aus. «Einfach skandalös!» fand der Gesandte.

Wie sich jemand fühlte, der unter Lebensgefahr durch Belgien und Frankreich nach Spanien geflüchtet war, um dort von einem Konsulatsbeamten gefragt zu werden «Was wollen Sie hier eigentlich?», konnte er sich natürlich nicht vorstellen.

Ich spielte seine Entrüstung mit und sagte: «Wie entsetzlich!», packte aber sogleich die Gelegenheit beim Schopf und machte einen Vorschlag.

«Exzellenz, die Leute langweilen sich einfach. Könnten wir nicht etwas für sie tun? Zum Beispiel einen Clubraum einrichten, um sie von der Strasse wegzubringen?»

Von der anderen Seite des Tisches her sah ich Eddies Augen kritisch auf mich gerichtet, aber Jan Somer nickte mir aufmunternd zu. Das ermutigte mich, all die Aktivitäten aufzuzählen, die ich für unsere Landsleute organisieren könnte: Film- und Musikabende, Tombolas, Ausflüge und Sportkämpfe. . . Die Pläne, die ich seit Tagen heimlich geschmiedet hatte, sprudelten mir nun wie ein Wasserfall über die Lippen.

Marida stimmte mir sofort zu, und Jan Somer und Linthorst Homan waren begeistert. Auch Eddie strahlte. «Wir könnten mit einer Nikolausfeier beginnen», schlug ich vor. «O ja», sagte Marida,

«das machen wir in unserm Haus!» Und zu Lint-horst Homan gewendet: «Sie würden dafür einen prächtigen Nikolaus abgeben!»

«Dann will ich aber Zwarte Piet sein!» rief Jan Somer.

Damit war das Eis gebrochen, und wir machten immer neue Pläne und verteilten auch gleich die Aufgaben dazu. Sogar der Gesandte taute auf und klopfte mir auf die Schulter: «Mevrouwjtje, ich halte das für einen ausgezeichneten Vorschlag. Zwar wird das alles Geld kosten, und ich werde die Exilregie-rung in London um Erlaubnis bitten müssen, aber von mir aus können Sie gleich loslegen. Den Rest besorge ich.»

Am Abend des 5. Dezember war die Residenz voll fröhlich singender Niederländer, denn bekanntlich ist ‚Sinterklaas‘ das beliebteste holländische Fest.

Im letzten Augenblick hatte ich noch eine weisse Perücke und einen weissen Bart aufgetrieben und war in einem der Zimmer dem Nikolaus und seinem Knecht Ruprecht beim Verkleiden behilflich.

«Sei bloss brav», drohte mir Jan mit der Rute, und ich musste laut herauslachen, weil ich mir klar-machte, dass sich hinter dem schwarzbemalten Ge-sicht unter dem grotesken Federhut der Chef des holländischen Geheimdienstes verbarg. Als der Ni-kolaus mit seinem Gefolge schliesslich einzog, san-gen alle «Zie, ginds komt de stoomboot», dann hielt der Gesandte seine Willkommensrede, und der Ni-kolaus versprach als schönstes Geschenk die baldige Ausreise nach England.

Das war nun aber leichter versprochen als reali-siert. Der Weg nach England verlief über Portugal, und die portugiesischen Behörden waren nur bereit, ein Durchreisevisum zu erteilen, wenn ein engli-sches Einreisevisum vorlag.

Da Eddies Organisation aber noch nicht auf vollen Touren arbeiten konnte und manche Holländer des Wartens müde waren, wählten einige – mit Eddies Einverständnis – den illegalen Weg. Dazu gehörte die Gruppe von 21 jungen Männern, die unter dem Namen ‚Hockeymannschaft‘ in die Ruhmesgeschichte der Englandfahrt eingegangen ist.

Der vom Philips-Direktor in Spanien gegründete holländische Hockey-Club hatte es fertiggebracht, den Club von Madrid in einem Oberligaspiel mit 6:0 zu schlagen. Dieses Ereignis wurde stürmisch gefeiert, und die Freude steigerte sich noch, als Frau Schuller tot Peurssum von einer Einladung beim portugiesischen Botschafter die Nachricht mitbrachte, dass der Club Einreisevisa für ein Spiel in Portugal erhalten werde.

Dieses Spiel war aber nur ein Vorwand. Einmal über die Grenze, sollte der polnische Geheimdienst die jungen Männer in Empfang nehmen und zum portugiesischen Hafen Vila Real de Santo Antonio bringen, wo ein Schiff nach Gibraltar bereitlag. Von dort sollte es dann in einem Kriegsschiff nach England weitergehen. Auf Eddies Drängen wurden den 21 Spielern noch zehn ‚Offizielle‘, (Schiedsrichter und ärztliche Betreuer) beigegeben, so dass insgesamt 31 Niederländer Spanien verlassen konnten. Ein Vorschlag von Jan Somer, einige der Spieler durch seine Geheimagenten zu ersetzen, wurde abgelehnt.

Am 12. Dezember verabschiedeten wir die ‚Mannschaft‘ am Bahnhof. Ihre jungen Gesichter hingen aus den Zugfenstern, und sie sangen lauthals ‚Ouwe Taaie‘. Wir winkten, als sich der Zug in Bewegung setzte, und ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Auch später, wenn ich auf dem Bahnsteig solche Konvois verabschiedete, passierte mir das immer wieder, weil ich daran denken

musste, in welch ungewisses Schicksal diese Jungen führen.

Zwei Tage später erhielt Eddie seine schriftliche Ernennung zum ‚Leiter des Niederländischen Dienstes in Spanien‘, und abends gingen wir mit Jan Somer und Harry Linthorst Homan ins ‚La Baracca‘, Madrids schönstes und ältestes Restaurant, um die Ernennung ein bisschen zu feiern. Je mehr Wein wir tranken, desto fröhlicher wurden wir. Kichernd und flüsternd kamen wir vom Hundertsten ins Tausendste und sprachen vor allem über die Hockeymannschaft, von der wir noch nicht wussten, dass sie einmal zu einer Legende werden würde. Am meisten freute es uns, den Spaniern ein Schnippchen geschlagen zu haben. Erst im Januar erhielten wir dann die Nachricht, dass alle 21 gut in England angekommen waren.

Am 25. Dezember fanden sich abermals viele Landsleute zur Weihnachtsfeier in der grossen Halle der Gesandtschaft ein. Ich hatte ein Programm mit Vorträgen, Liedern und Musik zusammengestellt, an dem sich möglichst viele aktiv beteiligen konnten. Trotzdem war das starke Gefühl von Heimweh den ganzen Abend über zu spüren.

Für Silvester mietete ich in der Stadt einen Saal, den wir mit Papiergirlanden schmückten und wo es ziemlich ausgelassen zuging. Wenige Minuten vor Mitternacht verliessen Eddie und ich unbemerkt den Raum und gingen zur Puerta del Sol hinüber, wo die Madrilenen singend, tanzend und lärmend ihr Neujahrsfest zu feiern pflegen. Nach spanischer Sitte kauften wir uns Weintrauben, und als die Turmuhr zu schlagen begann, bissen wir bei jedem Schlag eine Beere ab, bis beim zwölften Glockenton das neue Jahr 1944 mit ohrenbetäubendem Freuden geschrei begrüsst wurde.

Fünf Minuten später waren wir wieder bei den Holländern und stiessen mit ihnen an. Besonders herzlich war das Wiedersehen mit unserem Kameraden Cor van Bommel, der vor ein paar Wochen nicht gewusst hatte, ob er sich älter als 40 oder jünger als 18 machen sollte. Als er sich am Morgen von uns verabschiedete, küsste er mich, was er noch nie getan hatte, und sagte so feierlich Adieu, als wäre es ein Abschied für immer. Das war es auch. Von England aus kehrte Van Bommel mit dem Fallschirm in die Niederlande zurück und wurde dort vom deutschen Sicherheitsdienst beim Funken von Geheimberichten ertappt. Er verteidigte sein Leben mit der Waffe und fiel in einem Feuergefecht am 28. März 1945 in Assen.

LEBEN IN MADRID

Seit Genf hatten wir nur in Hotelzimmern gelebt und davon die Nase ziemlich voll. Nachdem Eddie in Amt und Würden war, mieteten wir uns nun ein möbliertes Appartement an der Calle Serrano. Ich setzte eine Anzeige in die Zeitung, um eine Haushaltshilfe zu suchen, und es stellten sich zehn junge Damen bei mir vor. Eine ihrer ersten Fragen lautete immer: «Gehen Sie oder gehe ich einkaufen?» Ich fand das etwas merkwürdig, bis ich erfuhr, dass davon in Spanien die Höhe des Lohns abhängt. Hausangestellte, die nicht einkaufen, bekommen ein höheres Gehalt, weil ihnen die Prozente und Zuwendungen der Händler und Lieferanten entgehen.

Bevor ich mich endgültig entschied, bat ich alle Mädchen, mir ihren Namen und ihre Adressen aufzuschreiben, wobei sich herausstellte, dass sie ausnahmslos Analphabetinnen waren. Meine Wahl fiel schliesslich auf Paca, ein Frauchen mit schwarzen Kräuselhaaren und niedlichen Mäuseaugen. Bei Arbeitsantritt bat sie mich, ihr zwei Arbeitskleider und ein schwarzes Kleid zum Servieren plus weisse Schürzchen, Häubchen und Handschuhe zu kaufen – Attribute, die wir uns in einem heutigen Haushalt kaum noch vorstellen können, die damals für die spanischen Mädchen aber eine Prestigesache waren.

Kurz nach unserem eigenen Wohnungswechsel zog auch das Konsulat aus den beengten Räumen an der Calle Claudio Coello in die Calle Zurbaran um. Endlich bekam Eddie ein eigenes Büro, so dass er seine geheimen Kontaktgespräche nicht mehr in

Hotels abhalten musste, sondern sie hinter schalldämpften Türen führen konnte.

Nach dem Erfolg des Nikolausabends und der Weihnachts- und Silvesterfeiern ging ich voller Begeisterung an meine neue Arbeit, die von Minister Gerbrandy aus London als amtliche Tätigkeit für die Niederländische Gesandtschaft vertraglich bestätigt wurde. Als erstes plante ich mit einem Architekten und einem Bauunternehmer den Umbau der alten Konsulatsräume in einen Club, der für alle Landsleute ein Zuhause sein sollte.

Während die Bauarbeiten begannen, organisierte ich die ersten gemeinsamen Ausflüge nach Toledo und zum Escorial und regelmässige Filmabende im Kino ‚Sevilla‘, wofür ich mir bei der Britischen Botschaft und in der Casa Americana die Filme auslieh.

Alle Geburtstage der königlichen Familie wurden mit meterlangen Kuchen, Musik und Sketchen gefeiert; täglich gab es Pingpong-, Schwimm-, Schach- oder Bridgeturniere, einen Spanisch- und einen Englischkurs; für die Musikliebhaber mietete ich Instrumente, und wir veranstalteten kleine Abendkonzerte, bei denen ich gelegentlich als Sängerin auftrat. Besonders beliebt waren bei den Männern natürlich die Tanzabende, die wir gemeinsam mit der Britischen und der Amerikanischen Botschaft veranstalteten, wobei unsere Englandfahrer manche zarte Bande knüpften, die bei einigen fürs Leben gehalten haben.

Die Aktivitäten des Clubs blieben nicht unbemerkt, und eines Tages fragte mich der belgische Bevollmächtigte, ob seine Landsleute nicht auch daran teilnehmen dürften. Natürlich waren sie uns herzlich willkommen.

Ein grosses Ereignis war der Besuch eines Stierkampfes in der Plaza de Toros, bei dem Manolete auftrat, der damals als ‚bester Matador aller Zeiten‘ galt und ein Superstar war, vergleichbar nur den berühmtesten Fussball- und Tennisspielern von heute.

Für die meisten von uns war es der erste Stierkampf und ein ungeheuer beeindruckendes Erlebnis. Schon Wochen vor der Corrida war Manoletes Porträt überall in der Stadt auf grellen Plakaten zu sehen gewesen, und jetzt begegneten wir ihm in natura, als dem Mittelpunkt eines rauschenden Festes. Die Menge begleitete jede seiner tänzerischen Bewegungen mit Stöhnen oder Jubel und geriet immer mehr in Ekstase, bis schliesslich Hüte durch die Luft flogen und eine enthusiastische Zuschauerin sogar ihre Schuhe in die Arena warf.

Mich faszinierten diese Reaktionen fast ebenso sehr wie der Kampf selber, der schliesslich in einem Triumphzug endete, bei dem Manolete auf den Schultern seiner Anhänger durch die Arena getragen wurde.

Die Einweihung der neuen Clubräume wurde mit einem grossen Fest gefeiert, bei dem alle Mitglieder der Gesandtschaft und des Konsulats anwesend waren. Mit Vergnügen schaute ich mich um. Ich war stolz auf meine Arbeit. Die Dekorationen hatten wir zum Teil selber gemacht: zum Beispiel die Lampenschirme und die hübschen Wandbilder mit holländischen Motiven.

Besonders wichtig waren die grossen Wandkarten, auf denen mit bunten Stecknadeln der jeweils neueste Frontverlauf abgesteckt wurde. Zusätzlich zu den Karten stellte ich täglich ein Nachrichtenbulletin zusammen, das auf Informationen der Britischen Botschaft beruhte und die Berichte des Al-

lierten Oberkommandos zusammenfasste. Neben den Karten war das erste, was einem auffiel, ein grosses Porträt Königin Wilhelminas.

Für unsere kleine Bibliothek hatte ich von allen Seiten niederländische und englische Bücher zusammengebettelt, und für den Lesetisch bekam ich von den Engländern und Amerikanern Zeitungen und Zeitschriften. In der Kantine konnten die Clubmitglieder Getränke billig kaufen, und ein in Valencia lebender holländischer Obstimporteur stellte gratis ein Fass Orangensaft zur Verfügung. Für schöne Pflanzen sorgte der Sohn unseres Rotterdamer Blumenhändlers Bourguignon, der in Madrid denselben Beruf wie sein Vater ausübte, so dass unser Club sehr gemütlich holländisch aussah und zum beliebtesten Aufenthaltsort unserer Englandfahrer wurde. Sie steuerten auch selbständig neue Pläne und Ideen für das Programm bei – sogar nachts riefen sie mich deswegen an –, und keiner musste mehr aus Längeweile an Telefonkabeln schaukeln.

So kalt wie Madrid im Winter ist, so heiss wird es im Sommer, und nichts ist dann wichtiger als ein Schwimmbad. Bald entdeckten wir, dass unweit unserer Wohnung ein vornehmer Club namens ‚Velazquez‘ existierte, der einen Swimmingpool hatte und mit prohibitiven Mitgliedergebühren auf strikte Exklusivität bedacht war. Gott sei Dank gab es für Diplomaten eine Ermässigung, so dass wir uns mit unserem ‚Passeport de Service‘ die Mitgliedschaft leisten konnten.

Ich ging nie in das Clubgebäude, sondern eilte immer geradewegs an den Pool, um meine englischen und amerikanischen Freunde zu treffen, die dort auf Liegestühlen und Badetüchern die heissen Nachmittagsstunden verbrachten. Hauptgesprächs-

thema war meistens der Krieg und die neueste Entwicklung an der Front. Ich erinnere mich noch an ein Gespräch mit Freckles Wren, Eddies englischem Kollegen, bei dem dieser sehr wütend wurde, weil ich beiläufig bemerkte, dass ich nicht sehr glücklich sei über die grosse Freundschaft zwischen den Alliierten und der Sowjetunion. Die Waffen, die der Westen den Russen liefere, könnten eines Tages gegen uns gerichtet werden.

«Wir haben nur ein Ziel, und das heisst: Deutschland besiegen!» schrie er mich an und liess meine Einwände, dass sich nach dem Krieg die politische Lage schnell ändern könnte, nicht gelten.

Das Pikante am ‚Club Velazquez‘ war übrigens, dass er auch deutsche und japanische Mitglieder hatte. Zwischen ihnen und uns bestand ein stillschweigendes Übereinkommen, niemals zur selben Zeit im Pool zu sein. Die Deutschen und Japaner schwammen immer um zwölf, wir erst gegen eins. Auch in den Umkleideräumen kam es zu komischen Situationen. Wir von der alliierten Partei verteilten uns im ganzen Raum und riefen uns beim Umziehen die neuesten Siegesnachrichten zu. Besonders nach dem D-Day ging es hoch her. «Hast du schon gehört? ... Ist das nicht phantastisch?» Unsere Ausbrüche wurden immer übermütiger, während die Deutschen und Japaner immer kleinlauter wurden.

Um der grossen Hitze im Juli und August zu entgehen, zog – wer es sich erlauben konnte – nach San Sebastian. Wir gehörten leider nicht zu diesen Glücklichen und mussten im kochenden Madrid ausharren. Abends fuhren wir manchmal an die Quelle des Manzanares, setzten uns auf die Felsen unter dem Wasserfall und liessen uns stundenlang vom kalten Wasser überspülen.

Der Sommer 1944 war extrem heiss, und es hatte monatelang nicht geregnet. Der Stausee Lago Alberche, der Madrid mit Wasser versorgt, war beinahe leer, und es musste nicht nur Wasser, sondern bald auch Elektrizität gespart werden.

In den Mittagsstunden wurde der Strom abgeschaltet, die Strassenbahnen blieben stehen, wo sie gerade waren. Man sah die Schaffner in diesen Stunden lang ausgestreckt auf den Bänken, die Mütze über die Nase geschoben, ihre Siesta halten. Auch für die Haushalte gab es ohne Vorankündigung plötzliche Stromsperrern, und es konnte einem passieren, dass man dann gerade beim Zahnarzt unter der Bohrmaschine war oder beim Friseur unter der Trockenhaube. Ohne mit der Wimper zu zucken, bediente sich unser Zahnarzt dann eines vorsintflutlichen Treibohrers mit Fusspedal, und der Friseur schickte mich einmal mit Lockenwicklern und nasen Haaren nach Hause.

Trotz der deutschfreundlichen Haltung der spanischen Behörden, standen wir Niederländer mit ihnen auf recht gutem Fuss. Bei unseren Diskussionen im privaten Kreis kamen wir zu dem Schluss, dass General Franco keineswegs ein so guter Freund Hitlers sei, wie er vorgab. Listenreich und klug hielt er Spanien aus dem Krieg heraus und verhinderte einen Durchmarsch der Deutschen nach Gibraltar. Je mehr sich das Kriegsglück zugunsten der Alliierten wendete, desto grösser wurde das Wohlwollen der Behörden uns gegenüber. Das war auch ratsam, denn Spanien wurde immer abhängiger von den Rohstofflieferungen der Alliierten, weil Deutschland seinen Lieferverpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte. Die spanische Bevölkerung empfanden wir schon lange nicht mehr als reserviert; der

Einfluss der Nazi-Propaganda wurde immer schwächer. Der Krieg ging merklich seinem Ende entgegen, und auch unter den Deutschen machte sich allmählich eine ‚Rette sich, wer kann!‘-Stimmung breit.

Das spürte ich, als ich eines Tages einen seltsamen Anruf bekam. Eine Frauenstimme fragte auf Holländisch, mit starkem deutschem Akzent: «Ist Frau Hertzberger zu Hause?»

«Am Apparat.»

«Mein Name ist Miedl, Frau Alois Miedl.

Könnte ich Sie sprechen?»

Während ich eine Verabredung für den nächsten Tag mit ihr traf, zermarterte ich mir das Gehirn, wo ich diesen Namen schon einmal gehört hatte. Plötzlich schoss es mir durch den Kopf. Natürlich, Alois Miedl war ein deutscher Millionär, der in Amsterdam lebte. Nach der deutschen Besetzung gelangte er zu trauriger Berühmtheit, weil er für seinen Freund Hermann Göring in ganz Holland Kunstschätze aufkaufte und nach Deutschland verschob. Insbesondere natürlich Kunst aus jüdischem Besitz, die sich die Nazis mit Erpressungen und Drohungen für ‚einen Apfel und ein Ei‘ unter den Nagel rissen. Auch beim ‚Verkauf‘ der Kollektion Goudstikker hatte Miedl seine Hand im Spiel gehabt. Diese Sammlung, eine der schönsten und wertvollsten in Holland, kam ‚auf den Markt‘, weil das Ehepaar Goudstikker kurz vor der Kapitulation nach England geflohen war, wobei Herr Goudsticker auf dem Schiff tödlich verunglückte.

Dieser Miedl hatte eine jüdische Frau, die vermutlich zu den wenigen Auserwählten gehörte, die durch Görings Wort «Wer Jude ist, bestimme ich!» geschützt waren. – Was konnte sie bloss von mir wollen?

Das wurde am nächsten Tag klar, als sie, sehr elegant gekleidet, in unserer Wohnung erschien. Es handelte sich um ihren Pass, der abgelaufen war. Als Jüdin konnte sie schlecht zur deutschen Botschaft gehen und ihn verlängern lassen. Ausserdem war ein deutscher Pass, jetzt, wo der Krieg so gut wie verloren war, ohnehin nichts mehr wert. Auch als Jüdin – das betonte Frau Miedl immer wieder –, sei es für sie zu gefährlich, mit einem deutschen Pass ins befreite Holland zurückzukehren. Und in das Chaos von Deutschland wolle sie schon gar nicht. Da die Schweiz als Zufluchtsort ausschied, weil die Grenzen dicht waren, und auch die Spanier ihr die Hilfe verweigerten – jetzt, so kurz vor Toresschluss, hatten sie keinen Grund mehr, sich gegenüber Nazis beziehungsweise Nazisympathisanten grosszügig zu zeigen –, sass Frau Miedl auf dem Trockenen. Sie brauchte also dringend eine niederländische Legitimation, und da man sie ihr bei der Gesandtschaft gewiss nicht geben würde, versuchte sie es auf dem Umweg über mich – mit einem Appell an meine Gutmütigkeit.

Aber es war seit dem Überfall der Deutschen auf Holland zuviel geschehen, als dass ich für solche weichen Töne empfänglich gewesen wäre. «Lassen Sie Ihre Dokumente hier, ich werde mit meinem Mann darüber sprechen», sagte ich kühl. Aber das wollte Frau Miedl auf keinen Fall, und so konnte ich nur mit den Schultern zucken und sie zur Wohnungstür begleiten.

DER GEHEIME KRIEG

Durch Eddies Arbeit lernte ich auch die verborgenen Aspekte des Krieges kennen, den Kampf zwischen den Geheimdiensten der Alliierten und der Achsenmächte: die Welt von Spionage und Gegen-spionage, von geheimen Verhören, verschlüsselten Telegrammen und geschmuggelten Rapporten. Der geringste Fehler konnte dabei zu entsetzlichen Metzeleien führen und die Kriegsziele der jeweils eigenen Seite gefährden.

Für die Niederländische Exilregierung in London gab es keinen anderen Weg, als sich die für ihre Arbeit unerlässlichen Informationen auf diesem Wege zu beschaffen, wobei jedes Nachrichtensteinschen wichtig war, um ein möglichst komplettes und aktuelles Bild der Lage in Holland zu erhalten. Dabei waren nicht nur die militärischen und strategischen Informationen über Truppenkonzentrationen, die Wirkung der alliierten Bombardements oder die geheimen Abschussplätze der V1 und V2 von grösster Bedeutung, sondern auch Stimmungsberichte aus der Bevölkerung, Wirtschaftsfakten und Angaben über Verhaftungen, Deportationen und Hinrichtungen.

Regelmässig brachten Englandfahrer und professionelle Grenzgänger Mikrofilme zu Eddie, sorgfältig in Federhaltern, Seifenstücken, Taschenlampen und Zigaretten versteckt. Diese Botschaften wurden mit der Diplomatenpost oder, wenn es eilig war, in verschlüsselten Telegrammen nach London weitergeleitet. Für den umgekehrten Weg benutzte Eddie am liebsten Sardinienbüchsen mit doppeltem Boden, die von einer Spanierin nach Pamplona ge-

bracht wurden, wo ein französischer Passeur sie zur Weiterleitung nach Genf und Holland übernahm.

Die Sicherheit dieser Kurierrouen war eine von Eddies grössten Sorgen. Seine erste Dienstreise ins Ausland führte ihn nach Lissabon, wo er mit dem dortigen Kollegen, Hauptmann Fock, über neue und sicherere Verbindungen zu den besetzten Niederlanden nachdachte. Auch in den Gesprächen mit Neuankömmlingen aus Holland stand die genaue Erörterung ihres Fluchtweges an oberster Stelle.

Um ihre politische Integrität zu prüfen, mussten auf Geheiss Londons zweiundzwanzig sorgfältig formulierte Fragen (darunter auch Fangfragen) gestellt und überzeugend beantwortet werden.

Als ich einmal in Eddies Büro trat, stand ein junger Mann vor ihm, der mit starkem Akzent sprach. «Der kommt aus Limburg oder aus Deutschland», dachte ich. Während seiner stottrigen Erzählung wagte er nicht, Eddie anzuschauen, sondern drehte verlegen seine Mütze in den Händen herum. Eddie hörte geduldig zu und streckte plötzlich die Hand aus. «Gib mir mal deine Mütze!»

Der junge Mann zögerte, reichte dann aber die Mütze über den Tisch. Eddie untersuchte sie und förderte ein Foto und einen Brief zutage. «Du sagtest doch gerade, dass du holländische Eltern hast. Der Brief ist aber auf Deutsch und mit ‚Deine Mutti‘ unterschrieben. Du belügst mich also!»

Mitleiderregend stand der Junge da und wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte gehofft, den Test zu bestehen und nach England zu kommen. Dabei war keineswegs ausgemacht, dass er ein Spion war. Vielleicht hatte seine Mutter ihm gesagt: «Junge, du sprichst Holländisch. Versuch dich auf die andere Seite zu schlagen, dann bist du in Sicherheit.»

Ich musste an meinen Cousin denken, der in

deutscher Uniform bei meiner Mutter in Amsterdam aufgetaucht war und sie gefragt hatte, wie er Kriegsgefangener werden könne.

Ausser der Durchleuchtung der Englandfahrer hatte Eddie die Aufgabe, Hunderte von Niederländern, die in spanischen Lagern festsassen, zu betreuen und so schnell wie möglich freizubekommen.

Mit Überredungskunst und persönlichem Charme gelang ihm das auch meistens. Immer wieder musste er nach Lérida fahren, in die Stadt, die wir eigentlich nie mehr sehen wollten, um mit einem Gefangenen zu sprechen, den man gerade an der Grenze geschnappt hatte. Manchmal, wenn er aus Lérida und Barcelona zurück war, fand er auf seinem Schreibtisch die Nachricht vor, dass vor ein paar Stunden ein gewisser Rudi oder Eduard mit einem wichtigen Kassiber über die Grenze gekommen sei, so dass er gleich kehrtmachen und nach Lérida zurückfahren musste. Glücklicherweise hatte Eddie die Hilfe von Frau Crince le Roy und Herrn Davids, die in seinem Auftrag die Lager regelmässig besuchten, wobei es besonders Herrn Davids immer wieder gelang, mit Überredung, aber auch mit Bestechung, Englandfahrer freizubekommen.

Eines Tages kam ein Anruf aus Lérida von einem gewissen Van Heuven Goedhart, der mitteilte, dass er soeben aus Holland eingetroffen sei und dringend in London erwartet werde. Eddie fragte in London zurück und erhielt die Bestätigung, dass es sich um einen VIP-Mann handele, den man auf schnellstem Wege nach England bringen müsse.

(Für meine nicht-holländischen Leser sei an dieser Stelle eingefügt, dass Van Heuven Goedhart 1951 Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen wurde und 1954 den Friedensnobelpreis erhielt.)

Eddie beriet sich mit seinem englischen Kollegen Freckles Wren, und es wurde beschlossen, dass wir Van Heuven Goedhart in Sevilla direkt den Engländern übergeben sollten, die dann für seinen Weitertransport sorgen würden.

Meine Anwesenheit bei der Reise von Madrid nach Sevilla war als Tarnung sehr willkommen, und so tankten wir unseren Wagen voll, polierten das CD-Schild auf Hochglanz und begaben uns in der Siestazeit über die menschenleere Calle Serrano zu einer bestimmten Strassenecke, wo wir Van Heuven Goedhart treffen sollten.

Auf uns wartete ein hochgewachsener Mann, gewiss über ein Meter neunzig gross, der leicht vornübergebeugt ging und einen grauen Regenmantel trug. Eddie begrüßte ihn auf seine unkomplizierte, herzliche Art, denn er hatte ja schon am Telefon mit ihm gesprochen. Van Heuven Goedhart hingegen verzog keine Miene, gab mir steif die Hand und nannte seinen Namen. Schon nach den ersten Sätzen merkten wir, dass wir es mit einem nervösen, äusserst schwierigen Mann zu tun hatten. Am liebsten hätte ich ihm gesagt, dass die 600 Kilometer auf kurvenreicher und schlechter Strasse nach Sevilla – und das Ganze am nächsten Tag wieder zurück – auch für uns nicht gerade ein Spass seien, aber ich hielt meinen Mund. Die Sitzbank vorne war breit genug, dass ich auf der Fahrt zwischen den beiden Herren sitzen konnte.

Langsam entspannte sich unser Mitfahrer. Er erzählte uns, dass er seit 1942 unter verschiedenen Namen und Adressen versteckt gelebt hatte. «Ich war Grundbesitzer, Bauer, Apotheker und gleich zweimal Pfarrer, einmal in Amsterdam und einmal in Sittard. Überall suchte mich die Gestapo, und als sie mich schliesslich an zehn verschiedenen Adres-

sen gleichzeitig zu stellen suchten, rettete mich ein Hase. Freunde in Laren hatten mich zum Abendessen eingeladen.»

Wie wir, war auch Van Heuven Goedhart durch Belgien und Frankreich geflüchtet und hatte auf derselben Route die Pyrenäen überquert. Dabei war er ein paar Mal von seinen Führern im Stich gelassen worden, wodurch seine Flucht noch länger und mühseliger gewesen war als unsere.

«Wenn die Gestapo Sie so intensiv gesucht hat, haben Sie bestimmt sehr wichtige Widerstandsarbeit geleistet», sagte ich.

«Ich war Chefredakteur der Untergrundzeitung 'Parool', die immerhin eine Auflage von 60'000 Exemplaren hat», antwortete Van Heuven Goedhart. «Für die Besatzer also ein Feind, den sie – koste es, was es wolle – zum Schweigen bringen mussten! Da ich immer Journalist war, bin ich in die Widerstandsarbeit sozusagen hineingewachsen. Vorher war ich in der Chefredaktion vom 'Telegraaf' und dann beim 'Utrechts Nieuwsblad'.»

Über seiner Beschreibung der Zustände im besetzten Holland hatten wir gar nicht gemerkt, dass die Sonne schon untergegangen war. Eddie musste tanken und schlug vor, im nächsten Dorf eine Kleinigkeit zu essen.

Da Van Heuven Goedhart keine gültigen Papiere hatte, wurde er augenblicklich nervös, wenn Unbekannte in unserer Nähe auftauchten. In der kleinen Dorfschenke waren wir aber glücklicherweise die einzigen Gäste und wurden umgehend bedient.

Nach kurzer Rast fuhren wir weiter durch die Nacht und hielten erst gegen ein Uhr morgens in einem Dörfchen, wo Eddie in einer Bar noch Licht gesehen hatte. Der kleine Schankraum hatte weder Tische noch Stühle, sondern nur eine Steintheke, an

der drei Männer lehnten. Ihrem Dialekt nach zu schliessen, waren wir schon ziemlich weit im Süden. Während wir etwas tranken, erzählte mir einer der Männer, dass sein Kollege, rechts neben mir, ein echter Gitano sei, also ein andalusischer Zigeuner. Aus Scherz klatschte ich nach Zigeunerart in die hohlen Hände und rief «Olé», was den Mann sofort animierte, mit einem der temperamentvollen Lieder zu beginnen, zu denen Flamenco getanzt wird. Dabei wurde seine musikalische Erzählung immer ausdrucksvoller, und wir spornten ihn durch unser Klatschen zu immer mehr Feuer an. Ein unvergessliches Erlebnis! Erst als Eddie zum Aufbruch mahnte, merkte ich, dass Van Heuven Goedhart die ganze Zeit stocksteif dagestanden und keine Miene verzogen hatte.

Als wir wieder im Wagen sassen, entschuldigte er sich. Diese Art der Folklore sei nicht nach seinem Geschmack. «Wissen Sie», fügte er hinzu, «auf mich ist eine Belohnung von 10'000 Gulden ausgesetzt; viele meiner Mitarbeiter wurden verschleppt und sitzen in deutschen Konzentrationslagern. Siebenunddreissig sind zum Tode verurteilt worden. Da steht einem der Kopf nicht nach Flamenco!» – Nun war es an mir, mich für meine Gedankenlosigkeit zu entschuldigen.

Gegen fünf Uhr tauchte Sevilla vor uns auf. Da es zu auffällig gewesen wäre, in aller Herrgottsfrühe ein Hotel zu suchen, schlug Eddie vor, ein paar Stunden im Wagen zu schlafen. Er kann unter allen Umständen schlafen, wenn er müde ist, und das war er nach 600 Kilometer Nachtfahrt ganz gewiss. Mir gelingt das leider nie, und ob Van Heuven Goedhart geschlafen hat, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls teilte uns Jan Somer später mit, Van Heuven Goedhart habe sich in London darüber beschwert, dass man

ihm zugemutet hatte, mit mir in einem Wagen zu schlafen. Wir lachten, als wir das hörten.

Am späten Vormittag reservierten wir in einem der grossen Hotels ein Doppelzimmer und schmuggelten unsern Gast nach oben. «Vielleicht wollen Sie ein Bad nehmen», sagte Eddie. «Ich muss noch schnell etwas am Wagen reparieren.»

Van Heuven Goedhart verschwand im Badezimmer, während ich auf Eddie wartete und aus dem Fenster guckte. Nach einer Weile öffnete sich die Badezimmertür und Van Heuven Goedhart kam heraus, zu Tode erschrocken, mich ohne Eddie im Zimmer vorzufinden. «Er wird bestimmt gleich kommen», tröstete ich ihn. «Sie müssen sich noch ein bisschen gedulden.»

Bis Eddie ihn einige Zeit später zum Englischen Konsulat bringen konnte, lief Van Heuven Goedhart wie ein Tiger im Käfig hin und her.

Auch darüber hat er sich später in London beschwert. Er fand es unerhört, dass Eddie und ich ein schönes Zimmer in einem guten Hotel bewohnten, während er von den Engländern in einer drittklassigen Pension untergebracht wurde. Aber dafür konnten wir ja nun weiss Gott nichts; wir wussten es nicht einmal.

Die Engländer gaben ihm Identitätspapiere als Schiffskoch auf einem norwegischen Küstenmotorschiff, das in Sevilla mit Ladung für Gibraltar lag. An Bord ist er sofort in den Schraubentunnel verschwunden, auf dessen Boden sich eine Mischung von Wasser, Öl und Schmutz befand. Im Moment, wo sich die Schraube in Bewegung setzte, wurde er mit dieser Schmiere besprüht. Erst als die spanische Polizei bei der Hafenmündung von Deck ging, kam er wieder zum Vorschein.

Von Gibraltar aus wurde Van Heuven Goedhart

später mit einem Flugzeug nach England gebracht und trat als Justizminister in die niederländische Exilregierung ein. Glücklicherweise war Van Heuven Goedhart der einzige, der sich je über uns beklagt hat. Dagegen schrieb Jan Somer am 20. Januar 1944, dass Königin Wilhelmina die Arbeiten in Madrid ausserordentlich gelobt habe.

Noch zwei weitere Episoden des geheimen Krieges habe ich am Rande miterlebt: nämlich den Wettlauf um die Atombombe und das sogenannte ‚Englandspiel‘, das wir damals noch nicht durchschauten, das uns aber zutiefst schockierte, weil ihm viele unserer besten Jungen zum Opfer fielen. Damals probierten die Deutschen hartnäckig, Agenten über Spanien nach Amerika zu schleusen, weil sie herausbekommen wollten, wie weit die Amerikaner mit der Atombombe waren.

Im Dezember 1943 wurden Eddie und ich von zwei Holländern zum Abendessen ins teure ‚Palace-Hotel‘ eingeladen. Beide Herren, sie hiessen Küsters und Letsch, waren um die 50 und, ihren Manieren nach zu urteilen, Männer von Welt. Beide waren Filmproduzenten, lebten in Paris, besuchten aber regelmässig ihre Familien in Holland. Ab und zu führte sie ihre Tätigkeit auch nach Spanien. Während die befrackten Kellner um uns herumflitzten, kam das Gespräch auf Hollywood. Letsch, der vor dem Krieg bei Metro-Goldwyn-Mayer gearbeitet hatte, erzählte eine Hollywood-Anekdote nach der anderen und fragte zwischendrin ganz beiläufig, ob Eddie ihm ein Visum für Amerika beschaffen könnte. Eddie versprach, mit seinem amerikanischen Kollegen darüber zu sprechen.

Als wir im Taxi nach Hause fuhren, explodierte ich. «Wie kannst du so etwas versprechen? Den

beiden trau' ich nicht über den Weg. Wer kann heutzutage schon in Europa herumreisen, als ob ihn der Krieg gar nichts anginge?»

Aber Eddie lächelte nur über meinen Ärger.

In den nächsten Monaten kamen Küsters und Letsch ganz regelmässig nach Madrid und brachten jedesmal die neuesten wirtschaftlichen und militärischen Informationen aus Holland mit. Sie wussten sogar, wer festgenommen war, wo die Leute einsassen und wer von ihnen zum Tode verurteilt werden würde. Als die Ernährungssituation immer kritischer wurde, berichteten sie auch, dass die Lager und Kühlhäuser in Holland mit Lebensmitteln vollgestopft waren, dass aber alles nur für den deutschen Verbrauch bestimmt sei, während die Holländer hungerten.

In zunehmendem Masse wurden die beiden offenerziger und schilderten Eddie ihre Beziehungen zu einem Kapitän zur See Hübner, der in Paris Chef der deutschen Spionageabwehr für Frankreich war.

Hübner zeigte grosses Interesse für die Filmindustrie und lud Küsters und Letsch regelmässig zu sich nach Hause ein. Küsters kam dieser «harmlose gesellschaftliche Kontakt» sehr gelegen, weil er dadurch Visa für Holland und Spanien bekommen konnte. Letsch hatte andere Ambitionen: Er wollte wieder nach Amerika, und Hübner versprach ihm, bei der Auswanderung behilflich zu sein.

Je mehr Gefälligkeiten sie sich von Hübner erweisen liessen, desto ungenierter deckte der seine Karten auf. Beide Herren sollten nach Amerika gehen und dort für die Deutschen Informationen sammeln. Küsters sollte eine reguläre Spionageausbildung erhalten, während Letsch durch seine Freunde bei MGM mit amerikanischen Regierungsbeamten bekanntwerden und herausbekommen

sollte, wie weit die Amerikaner mit der Entwicklung der Atombombe waren.

Anfangs spielten die beiden das Spiel Hübners mit, aber je deutlicher sich die deutsche Niederlage abzuzeichnen begann, desto mehr gingen sie auf Distanz. Sie suchten alle möglichen Ausreden, um sich seinen Spionageaufträgen zu entziehen.

Inzwischen hielten sie Eddie über die deutsche Spionageabwehr auf dem Laufenden und lieferten nützliche Informationen über deren Organisation und Arbeitsmethoden. Eddie seinerseits gab diese Informationen an die Amerikaner und Briten weiter und stellte – auf Geheiss von Jan Somer – Küsters und Letsch den Amerikanern sogar vor. Diese wollten Letsch weiter ausbilden und für ihre eigenen Zwecke benutzen, aber daraus wurde nichts, weil Eddie der ganzen Geschichte misstraute. In meinen Augen waren die beiden nichts anderes als Opportunisten, die soviel wie möglich vom Krieg profitieren und sich nach beiden Seiten offenhalten wollten, bis sie sich am Ende dem Sieger anschliessen konnten.

Etwa zur selben Zeit, also um Weihnachten 1943, meldeten sich zwei junge Holländer bei Eddie, deren Geschichte uns die Haare zu Berge stehen liess. Der eine hiess Jan Ubbink, war 22 Jahre alt und sah blass und mager aus; der andere, Peter Dourlein, war etwas älter und ein bisschen stabiler. Beide waren äusserst nervös und schwankten zwischen Hoffnung und Verzweiflung – eine Stimmung, die leicht in Aufsässigkeit und Verbitterung umschlagen kann.

Dourlein und Ubbink waren in England zu Geheimagenten ausgebildet und dann mit einem Fallschirm über Holland abgesetzt worden. Dort sollten sie Kontakt zu andern Geheimagenten und zu Wi-

derstandsgruppen aufnehmen, Sabotageaufträge ausführen und Informationen nach England funken. Ihre Vorgesetzten in London versicherten ihnen, dass der Auftrag bestens vorbereitet sei und dass sie bei ihrer Ankunft in Holland von Menschen erwartet würden, denen sie unbedingt vertrauen könnten.

Ubbink sprang am 30. November 1942 ab und Dourlein am 9. März 1943, und beide Male ereignete sich das gleiche. Beim Aufsetzen auf dem Boden wurden sie von einer Gruppe Holländer begrüßt, die ihnen beim Lösen der Gurte und beim Verstecken des Fallschirms behilflich waren. Als sie jedoch ihr Koppel mit der Pistole abgelegt hatten und den Overall ausziehen wollten, kamen aus dem Gebüsch bewaffnete Deutsche und nahmen sie fest. Zu ihrem grossen Erstaunen wurden sie nicht an Ort und Stelle erschossen, sondern kamen nach endlosen Verhören in das Gefängnis von Haaren, wo sich schon ein Dutzend ihrer Kollegen befand, denen es genauso ergangen war.

Am 31. August 1943 gelang Ubbink und Dourlein die Flucht aus dem schwerbewachten Gefängnis, und verständlicherweise hatten sie nur ein Ziel: die Verantwortlichen in London so schnell wie möglich zu warnen. Eddie erstellte aufgrund seiner Gespräche mit ihnen eine detaillierte Zusammenfassung aller Fakten, die sich auf diese beunruhigenden Vorgänge bezogen; aber erst nach dem Krieg erfuhren wir Genaueres über den sogenannten ‚Fall Nordpol‘, wie die Deutschen ihn nannten, oder das ‚Englandspiel‘, wie es später bezeichnet wurde.

Am 6. Mai 1942 hatten die Deutschen den Holländer Huib Lauwers festgenommen, der fünf Monate vorher als Geheimagent über Holland abgesprungen war. Sein Auftrag lautete, ein funktionie-

rendes Kommunikationssystem zwischen England und den Niederlanden aufzubauen. Dafür hatte er mit verschiedenen Widerstandsgruppen Verbindung aufgenommen und die gewonnenen Informationen nach London weitergegeben. Unglücklicherweise wurde sein Sender in Rijswijk, in der Nähe von Den Haag, von den Deutschen geortet.

Dafür, dass sie ihn nicht umbrachten, verlangten sie von ihm, dass er weiterhin in seinem Geheimsystem mit London in Kontakt bleiben solle, nun allerdings, um von den Deutschen fingierte und verfälschte Berichte durchzugeben. Da Lauwers in England auf eine solche Eventualität vorbereitet worden war, ging er – nicht sonderlich beunruhigt – auf den Vorschlag ein. Es gab nämlich einen Security Check, nach dem jeder sechzehnte Buchstabe in einem Bericht falsch sein musste; blieb dieser Fehler aus, so wusste die Londoner Decodierabteilung, dass etwas schiefgegangen war und Lauwers sich in den Händen der Deutschen befand. Aber diese vereinbarte Sicherungsmassnahme blieb wirkungslos. Zu Lauwers Entsetzen schickte die holländische Abteilung des britischen Nachrichtendienstes weiterhin Geheimberichte, die er unter Todesdrohung für die Deutschen decodieren musste. Als aus London immer mehr Aufträge für Widerstandsgruppen, Ankündigung von Waffenlieferungen und genaue Angaben, wann und wo Agenten mit dem Fallschirm abgesetzt würden, durchkamen, setzte er alles auf eine Karte und fügte in zwei Funksprüche dreist das Wort ‚caught‘ (gefangen) ein und einmal sogar den offenen Zusatz ‚worked by Jerry‘ (von den Deutschen manipuliert). Aber wie von allen guten Geistern verlassen, schickte London weiter Waffen und Agenten, was die Deutschen freudig und mit verfälschten Funksprüchen bestätigen liessen.

Eine ihrer Desinformationen betraf Dourlein und Ubbink, die nach ihrer Flucht als «von den Deutschen umgedrehte Verräter» nach England gemeldet wurden. Das war keineswegs unglaubwürdig, denn wie hatten die beiden aus einem schwerbewachten Gefängnis ausbrechen und nach Spanien gelangen können, wenn nicht mit deutscher Hilfe?

Von alledem wussten wir im Jahre 1943 natürlich nichts. Dourlein und Ubbink beschworen Eddie, London nochmals zu warnen und dafür zu sorgen, dass sie auf schnellstem Wege ihrem Vorgesetzten, Oberst De Bruyne, persönlich Rapport erstatten konnten. Eddie schrieb am 26. und 28. Dezember an seinen Kollegen vom British Passport Control Office, dass er die beiden Holländer gründlich befragt habe und sich für ihre politische Zuverlässigkeit verbürge. An Jan Somer schickte er das Protokoll dieser Befragungen, wovon eine Kopie an Hauptmann Fock, Eddies Kollegen in Lissabon, ging.

Als wir ein Jahr später nach London kamen, hörten wir, dass es wegen dieser Angelegenheit zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen war, bei denen Jan Somer De Bruyne Stümperhaftigkeit und Leichtgläubigkeit vorgeworfen hatte, weil er so blind auf die Behauptung hereingefallen war, Ubbink und Dourlein seien Verräter.

In der Tat war das ein recht geschickter Schachzug des deutschen Kriminaldirektors Schreieder gewesen, der in Amsterdam das ‚Englandspiel‘ inszenierte und befürchten musste, dass es ein abruptes Ende finden würde, wenn man Ubbink und Dourlein in London Glauben schenkte.

Ob Schreieder mit seiner Desinformationskampagne Erfolg hatte oder ob man in London nur so tat, als fiel man darauf herein, ist bis heute nicht endgültig geklärt worden. Alles spricht fürs erste,

denn als man in London erkannte, dass man jahrelang immer in die gleichen deutschen Fallen getappt war, wurde plötzlich alles unter den Teppich gekehrt und jede historische Aufarbeitung des Themas im Keim erstickt.

Auf ihrer Flucht waren Ubbink und Dourlein auch über Bern gekommen und hatten General Van Tricht über die Situation in Holland berichtet, der alles sofort nach London weitermeldete. Von dort kam der Befehl, die beiden umgehend über Spanien nach England zu schleusen. Bei Überquerung der Grenze liefen sie jedoch der Guardia Civil in die Arme und landeten im Gefängnis von Lérida.

Jan Somer war zu dieser Zeit gerade in Madrid und wusste, dass Dourlein und Ubbink angekommen waren. Hinter Eddies Rücken beschaffte er sich in Lérida die Berichte der beiden, und als sie einige Wochen später durch Eddie befragt wurden, waren sie einigermaßen erstaunt, dass er nicht wusste, dass ihre Berichte längst in London vorlagen.

Nach der Ankunft in England wurden Dourlein und Ubbink dann verhaftet und bis zum D-Day in einem Hochsicherheitsgefängnis festgehalten. Man wollte absolut verhindern, dass sie mit irgendjemandem in Kontakt kamen. Das Schicksal dieser beiden jungen Männer, die unter Lebensgefahr so viel für die niederländische Sache getan haben, hat mich die ganzen Jahre über verfolgt.

Wieviel Glück sie hatten, den Deutschen entkommen zu sein, wurde erst später klar. Nachdem im Gefängnis von Haaren ein weiterer Fluchtversuch unternommen worden war, schaffte die SS – hinter dem Rücken von Schreieder – die ganze Gruppe in das KZ Mauthausen, wo 53 Männer einen grausamen Tod fanden.

Wenn ich an das ‚Englandspiel‘ denke, komme ich immer wieder zum selben Schluss: Die Quelle des Übels liegt in den Jahren vor dem Krieg, weil die holländische Regierung damals versäumte, sich auf den Kriegsfall und eine deutsche Invasion ernsthaft vorzubereiten. Dieses Versäumnis führte im Mai 1940 dazu, dass sich unsere Armee mit ihren veralteten Waffen von der hochmodernen deutschen Kriegsmaschinerie überrollen lassen musste. Wir selber wurden ja bei der 7. Flakbatterie Augenzeugen dieses kläglichen Versagens.

Und dasselbe trifft auch auf den Geheimdienst zu. Weil man sich nicht vorgestellt hatte, dass Königin und Regierung eines Tages vor fremden Okkupationstruppen ins Exil ausweichen müssten, hatte man auch nicht darüber nachgedacht, wie man vom Ausland aus die Kommunikation mit der besetzten Heimat aufrechterhalten könne.

Die Idee, junge, unerfahrene Männer über Holland abspringen und sie unter den Augen der Gestapo einen komplett neuen Geheimdienst aufbauen zu lassen, ist mit dem Ausdruck Naivität nur ungenügend beschrieben. Zumal die holländischen Verantwortlichen in London selbst Dilettanten waren, die das Spionagefach erst lernen mussten. Profis wie Schreieder konnten sie niemals das Wasser reichen.

Nach dem Krieg habe ich mit Schreieder in Deutschland gesprochen und war perplex, von ihm zu hören, wie mühelos er und sein Mitarbeiter Giskes den gesamten britisch-niederländischen Geheimdienst hinters Licht geführt hatten. Ohne Zweifel ist das ‚Englandspiel‘ eines der traurigsten Kapitel unserer Kriegsgeschichte.

EPILOG

Im Dezember 1944 waren die Alliierten so weit vorgerückt, dass Spanien für die Flüchtlingsroute nach England keine Rolle mehr spielte. Der Krieg ging für grosse Teile Europas zu Ende, und Eddies und meine Arbeit waren damit gegenstandslos geworden. Wir warteten nur noch auf eine Weisung aus London, wann wir Spanien verlassen könnten.

Zu Weihnachten fuhren wir mit Eddies französischem Kollegen Maurice Lequeux und seiner Frau Janète in die Berge, um in einem kleinen Hotel den Heiligen Abend zu feiern. Auf Holzbänken sassen wir rund um ein offenes Feuer, und ich sang Weihnachtslieder. In dem hohen Raum gab es keine Gardine und keinen Teppich, und ich hatte das Gefühl, in einer Kirche zu singen. Wir verbrachten einen sehr besinnlichen Abend, und jeder war mit seinen Gedanken bei der eigenen Familie. Würden wir das nächste Weihnachtsfest wieder zu Hause feiern können?

Gleich bei unserer Rückkehr nach Madrid kam die erlösende Nachricht: Wir wurden nach London gerufen, wo man uns umgehend erwartete.

Die Reise ging mit dem Zug nach Lissabon und von dort mit dem Flugzeug nach Hurn in Südengland. Als ich auf der Rollbahn des Lissaboner Flughafens eine zweimotorige Dakota mit den vertrauten Buchstaben KLM sah, hüpfte mein Herz vor Freude. Es war, als ob eine holländische Brise mein Gesicht streichle. All die langen Kriegsjahre hatte die ‚Koninklijke Luchtvaart Maatschappij‘ die Flugroute von Portugal nach England aufrechterhalten,

manchmal von den Deutschen be- und sogar abgeschossen, aber immer mit königlicher Geringschätzung für den Feind! So wurde sie zu einem Symbol für den Selbstbehauptungswillen der Niederlande.

Ich war noch nie geflogen, und die Reise nach England war sozusagen meine Lufttaufe. Hulsebos, der Flugkapitän, lud mich nach dem Start ins Cockpit ein. Er hatte seine rechte Armlehne und die linke des Kopiloten zueinander geklappt, so dass ein extra Sitzplatz für mich entstand. Auf der leicht bewegten See sah ich dunkle Punkte. «Ein alliierter Konvoi», erklärte Hulsebos. «Und kein deutsches Flugzeug am Himmel. Vor Kurzem war das noch anders. Wir mussten einen grossen westlichen Bogen fliegen, um den deutschen Jägern zu entgehen. Die DC-3 mit dem englischen Filmschauspieler Leslie Howard an Bord ist auf solch einem Flug von Portugal nach England abgeschossen worden.»

Ich schaute ihn erschrocken an, aber er lachte.

«Jetzt brauchen wir keine Angst mehr zu haben. Hitler ist mit seiner Luftwaffe und seinem Tausendjährigen Reich am Ende!»

Wir durchflogen einige Wolkenfelder, und das Flugzeug wurde unruhig. Mit einem etwas zittrigen «Adieu, ich komm' nachher nochmal wieder!» entschuldigte ich mich und kehrte zu Eddie in die Kabine zurück. Während ich mich an ihn kuschelte und die Augen schloss, gingen meine Gedanken zurück zum Polder nach Weesperkarspel mit seiner armseligen Flak, nach Putte und Antwerpen und in die Wälder an der Schweizer Grenze, wo ich in meiner Vorstellung noch immer die Hunde bellen hörte. Ich dachte an unser Jahr in Genf, sah noch einmal die Pyrenäen vor mir und hörte im Gebrumm der Flugzeugmotoren unsere verzweifelten Schreie «Halt mich! Halt mich!». Dann tauchten die

Clubräume in Madrid vor mir auf und die ungläubigen Gesichter der Englandfahrer, wenn ihnen Eddie eröffnete, dass ihre Überprüfung abgeschlossen sei und ihrer Weiterreise nach London nichts mehr im Wege stehe.

Ich dachte an unsere Familie und die vielen Freunde, die noch immer unter der Naziherrschaft leben mussten und gerade eben einen schrecklichen Hungerwinter durchzustehen hatten. Zwischen ihnen und uns lag eine Kluft von drei Jahren, aber in meinem jugendlichen Optimismus dachte ich, dass ich sie bald wiedersähe und dass dann alles so werde wie früher. Noch war mir die entsetzliche Realität der Vernichtungslager und das ganze Ausmass der Katastrophe nicht bewusst.

Eddie tippte mir auf die Schulter und zeigte auf den Horizont, wo ein dunkler Streifen sichtbar wurde. Eine Staffel von Jägern der Royal Air Force kam uns entgegen und gab uns das Geleit nach England. – England!! – Nach zwei Jahren und zehn Monaten erreichten wir endlich unser Reiseziel.